

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an den Herausgeber Herrn Arnold
v. Tiedeböhl in Riga, Georgenstrasse Nr. 4, zu richten.

Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben
von
Arnold v. Tiedeböhl.

Fünfunddreißigster Jahrgang.

XI. Band.

3. Heft.

Inhalt.

	Seite
Buddhismus und Christenthum. I. Von Dr. L. v. Schroeder	137
Robert Büngner †. Leichenpredigt von Dr. F. Lütken	154
Briefe aus dem Nachlasse Victor Schu's. I.	160
Neuere Lyrik in baltischen Ländern. Von G. v. Glajenapp	172
Der Tod des Sardanapal. Von M. v. Stern	182
Literarisches. (Die livländische Geschichtsliteratur im Jahre 1891.) (Bgn.)	185
(Leop. v. Ranke's Leben und Wirken.) (Bgn.)	187

ENSV

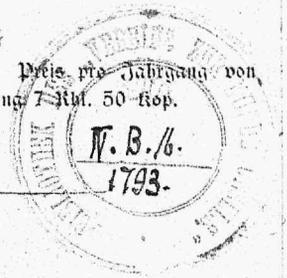
Rijnik Awalk

Ruimstokog

Abonnements

nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. — Preis pro Jahrgang von
ca. 50 Bogen (12 Hefte) 6 Rbl. 50 Kop., mit Postversendung 7 Rbl. 50 Kop.

42-1653



Reval, 1893.

In Commission bei F. Kluge.

Riga: Alexander Stieda.

Leipzig: Rud. Hartmann.

Ausgegeben den 3. März 1893.

Ms 1563



Buddhismus und Christenthum, was sie gemein haben und was sie unterscheidet.

Zwei Vorträge, gehalten in der Aula der Universität Dorpat am 20. und 23. Januar 1893.

I.

Unter den großen Fragen, welche die moderne Menschheit erregen und bewegen, nimmt die religiöse Frage nicht die letzte Stelle ein, — jedenfalls eine bedeutendere, als dies im vorigen Jahrhundert der Fall war, wo Aufklärung und Rationalismus das Christenthum, unter Zurücklassung eines farblosen Niederschlages moralischer Lehren, in eine allgemeine Humanitätslehre zu verflüchtigen drohten. Heutzutage steht das Christenthum neu gekräftigt da, und während der kolossale Erfolg der Drummondschen Schriften von einem weitverbreiteten Interesse für die religiöse Frage im Allgemeinen Zeugniß ablegt, magt sich der orthodoxe Protestantismus unter Stöcker und seinen Anhängern guten Muthes an die Lösung der größten und schwierigsten Frage der Neuzeit, der socialen, vom rein christlichen Standpunkt aus, — ein Versuch, dem eine große Zukunft nicht abzusprechen ist, insbesondere, wenn man in Betracht zieht, wie segensreich und erfolgreich schon jetzt die evangelische Geistlichkeit in England, geleitet von Kingsleyschen und Maurice'schen Ideen, an der Lösung dieser Frage gearbeitet hat.

Welch eine gewaltige Lebensmacht das Christenthum bildet, welche Lebenskraft ihm innewohnt, das lehrt uns gerade unsere Zeit. Sie zeigt uns, in welchem Irrthum jene Leute befangen waren, die da wähnten, mit Religion und Christenthum sei es nun bald für immer vorbei und an ihre Stelle trete die Ratio, die reine Vernunft. Mächtig sehen wir gerade jetzt oftmals das religiöse Bedürfniß, die Sehnsucht nach dem Christenthum hervorbrechen bei Personen und in Kreisen, in welchen diese Fragen schon lange abgethan und abgestorben schienen.

Aber freilich, unser Zeitalter ist noch immer zu einem guten Theile ein rationalistisches zu nennen. Ungeheuer groß ist noch immer die Zahl derer, welche allem Christenthum, aller Religion überhaupt völlig abgewandt bleiben. Innerhalb der christlichen Kirche selbst sehen wir wieder und wieder eine zum Rationalismus sich wendende Strömung eintreten; bald radical und daher schließlich völlig auflösend, bald in gemäßigter Form. Außerhalb des Christenthums aber, in der großen Menge derjenigen, welche mit Christenthum und Wunderglauben für immer abgeschlossen haben, träumen gar Viele von einer Zukunftsreligion, die ihre hervorragenden charakteristischen Züge gewöhnlich dem Buddhismus entliehen hat. Ja, eine Art moderner Buddhismus beginnt sich zu entwickeln, der bereits seine begeistertsten Apostel hat, wie Th. Schulze und Karl Eugen Neumann¹, der mitten in der christlichen Welt buddhistische Gemeinden sich bilden läßt und in christlichen Kreisen schon vielfach ernstliche Sorgen und Befürchtungen rege gemacht hat. Diese Richtung sucht und findet ihre Stütze meistentheils an dem unleugbar genialen, den indischen Denkern congenialen und von ihnen beeinflussten Arthur Schopenhauer, dem populärsten Philosophen unserer Zeit². Der Buddhismus — so hört man die Anhänger jener Richtung argumentiren — predigt eine mindestens eben so reine Moral wie das Christenthum, macht dabei aber keine Ansprüche an Wunderglauben, und ist daher sehr wohl geeignet, die Religion des modernen aufgeklärten Menschen zu bilden. Was das Christenthum Großes und Gutes bietet, finden wir im Buddhismus ebenso; dieser aber ist dabei durchaus rationell³. In dem großen Zukunftskampfe

¹ Man vgl. namentlich Th. Schulzes Einleitung zu dem Buch „Dhammapada. Eine Versammlung, welche zu den kanonischen Büchern der Buddhisten gehört. Aus der englischen Uebersetzung von F. Max Müller metrisch ins Deutsche übertragen, Leipzig 1885.“ Ferner: „Das Christenthum Christi und die Religion der Liebe“ und „Das rollende Rad des Lebens und der feste Ruhestand. Eine Fortsetzung des Votums über das Christenthum Christi und die Religion der Liebe in Sachen der Zukunftsreligion von Th. Schulze, Oberpräsidialrath a. D. Leipzig 1882.“ Ferner: „Die innere Verwandtschaft buddhistischer und christlicher Lehren. Zwei buddhistische Suttas und ein Tractat Meister Eckharts aus den Originaltexten übersetzt und mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Karl Eugen Neumann, Leipzig 1891“: und die Einleitung zu desselben Verfassers Buch „Buddhistische Anthologie. Texte aus dem Pälikanon, zum ersten Mal übersetzt, Leyden 1892.“ Zu dieser Literatur gehört auch der Buddhistische Katechismus, angeblich von einem Subhadra Bhikshu verfaßt, Braunschweig 1888.

² Schopenhauer wird von Th. Schulze, wie von K. E. Neumann gern angeführt und verherrlicht. Man vgl. z. B. Neumanns Vorrede zur Buddhist. Anthologie, S. XXII, wo er ihn den größten Philosophen nennt. Diese Vorrede ist datirt: Leyden, an Schopenhauers 104. Geburtstag.

³ Vgl. Henry Abasters Ausführung, Wheel of the law, S. 72, die

wird daher das Christenthum von dem Buddhismus besiegt und verdrängt werden. So predigen jene Apostel¹.

Bei dem Ernst und der hohen Wichtigkeit der Frage ist es wohl der Mühe werth, Buddhismus und Christenthum einmal vergleichend neben einander zu stellen, ihren Werth zu prüfen und zu sehen, was sie mit ein-

Th. Schulze in der Einleitung zum Dhammapada S. XII und XIII mittheilt, und Neumanns Vorrede zur Buddh. Anthologie, S. XXI unten.

¹ Schon Schopenhauer, der Spiritus rector dieser Männer, hatte den Missionären, welche sich um das Bekanntwerden der brahmanischen und buddhistischen Schriften verdient gemacht, folgenden Vers gewidmet:

„Als Lehrer geht ihr hin,
Als Schüler kommt ihr wieder;
Von dem unschleirten Sinn
Ziel dort die Decke nieder.“

Und dazu bemerkt er: „Wir dürfen daher hoffen, daß einst auch Europa von aller jüdischen Mythologie gereinigt sein wird. Das Jahrhundert ist vielleicht herangerückt, in welchem die aus Asien stammenden Völker Japhetischen Sprachstammes auch die heiligen Religionen der Heimath wieder erhalten werden, denn sie sind nach langer Verirrung für dieselben wieder reif geworden.“ (Paralipomena, Werke Bd. VI, S. 242. Von Schulze in der Einleitung zum Dhammapada S. VI offenbar billigend angeführt). Th. Schulze sagt von Demjenigen, der sich nicht davon abschrecken läßt, trotz entgegenstehender Schwierigkeiten sich im altindischen Geistesleben zu orientiren: „Es wird ihm, wenn er bei seiner Beschäftigung mit den Upanischad und den buddhistischen Sutta an das im alten und neuen Testament „geoffenbarte Gotteswort“ zurückdenkt, so vorkommen, als sei er aus einem engen, dunklen, nebelgefüllten Thal auf die Höhe des Gebirges hinaufgestiegen und wandere nun dort oben weiter im Sonnenschein bei klarem Himmel und freier Fernsicht.“ (Das rollende Rad S. 2; sehr charakteristisch ist auch die Stelle ebendasselbst S. 109, mit der die „Bodenuntersuchungen für etwaige Neubauten auf religiösem Gebiet“ eingeleitet werden.) Neumann sagt in der Vorrede zur Buddh. Anthol. S. XII: „Das Licht der buddhistischen Lehre ist endlich auch auf unserem Horizonte aufgegangen: und es wird Allen leuchten, die das Antlitz der Wahrheit ertragen können.“ Ebendasselbst S. XIV nennt er die buddhistischen Schriften „die kostbarsten Urkunden, welche das Menschengeschlecht besitzt“, und in der Einleitung seines Buches „die innere Verwandtschaft buddhistischer und christlicher Lehren“ äußert er S. 6 und 7: „Die Gegner mögen sich nun gebärden, wie sie wollen: mögen sie spotten, mögen sie vornehm thun, mögen sie sich auf was immer berufen: ihr Angriff kehrt sich jetzt nur mehr gegen sie selbst, nothgedrungen müssen sie allmählich weichen. Das ist das moralische Recht des Stärkeren, welches durch keine Macht aufgehoben werden und welches nicht, wie das physische, durch List besiegt werden kann. Gleichwie einst vom alten Bodhi-Baume ein kleiner Zweig nach Ceylon gebracht und eingepflanzt wurde, dort aber wuchs und gedieh er und entwickelte sich durch zwei Jahrtausende hindurch zum herrlichsten Baume der Erde, der heute noch lebt und blüht: so ist das Samenkorn, welches uns Ceylon geschenkt hat, auch bei uns auf fruchtbaren Boden gefallen, es keimt und der Baum wird einst seine Schatten spendenden und Erholung gewährenden Zweige über Manchen ausbreiten, der heute im Sonnenbrand verschmachtet.“

ander gemein haben und wodurch sie sich von einander unterscheiden¹. Mag dann ein Jeder wählen, was er vorzieht, in welchem Glauben er lieber leben und sterben will.

Die Frage ist so groß, sie führt so weit, daß es unpassend erscheinen dürfte, sie zum Gegenstande eines öffentlichen Vortrages zu machen. Und ich gestehe gern, daß ich nur schwer daran gegangen bin, diesen Vortrag zu halten. In dem Rahmen eines solchen ist es ja doch nur möglich, in den allgemeinsten Zügen zu charakterisiren; und wenn ich Zeit und Muße genug dazu hätte, würde ich es daher vorziehen, ein Buch über diesen Gegenstand zu schreiben. Indessen bin ich so vielfach dazu gedrängt worden, mich öffentlich gerade über diese Frage zu äußern, daß ich mich endlich doch dazu entschlossen habe, gestützt auf die Ueberzeugung, daß auch eine in allgemeinen Zügen gehaltene Charakteristik eine Klärung der Frage wenigstens vorbereiten kann.

Wer im Schooße des Christenthums erwachsen, mit der Religion Christi und ihrer Geschichte in den Grundzügen vertraut, den Buddhismus kennen lernt, wird in der Regel zunächst erstaunt sein über die mannigfachen Züge von Ähnlichkeit mit dem Christenthum, die ihm hier entgegen treten. Das ist nicht ein gewöhnliches Heidenthum, wie uns solches von den Griechen und Römern, von den alten Germanen oder sonst woher bekannt ist; da spüren wir das Wehen eines ganz anderen Geistes, der uns oft gar seltsam an das Christenthum gemahnt. Ich brauche, um dies deutlich zu machen, nur ein Wort aus einer Predigt des Buddha hier anzuführen, und Sie werden mich sogleich verstehen. Von seiner Lehre redend sagt der große Religionsstifter: „Wie das große Meer, ihr Jünger, nur von einem Geschmack durchdrungen ist, von dem Geschmack des Salzes, also ist auch, ihr Jünger, diese Lehre und diese Ordnung nur von einem Geschmack durchdrungen, von dem Geschmack der Erlösung.“² — Erlösung, — in der That, darum dreht sich hier Alles, das ist A und D, Grundgedanke, Kern und Ziel des Buddhaglaubens, wie auch im Christenthum Alles sich um die Erlösung dreht; und wie Christus den Christen der Heiland, der Erlöser ist, so hat Buddha den Buddhisten zu Heil und Erlösung verholfen.

¹ Neumann glaubt an eine innere Verwandtschaft der buddhistischen und christlichen Lehren, wie schon der Titel seines Buches andeutet. Vgl. die Einleitung und S. 109 daselbst. Th. Schulze dagegen hebt den „tiefen principiellen Unterschied“ zwischen Buddhismus und Christenthum ausdrücklich hervor und tadelt das Hajden nach den oberflächlichen Ähnlichkeiten beider Religionen (das rollende Rad S. 35). Er stellt nur den Buddhismus weit über das Christenthum, wie aus früheren Citaten ersichtlich.

² Sullavagga IX, 1, 4; Oldenberg, Buddha S. 209.

Wie seltsam muthet es uns an, wenn wir den Buddha in seiner ersten großen Predigt, im Gazellengehölz bei Benares, seine neue Lehre ein Mal über das andere begeistert ankündigen hören mit den Worten: „Thut eure Ohren auf, ihr Mönche, die Erlösung vom Tode ist gefunden!“¹ — und wenn uns dazu berichtet wird, daß Buddha in gewaltigem Kampfe den Māra besiegt hat, den Fürsten des Todes, welcher zugleich Fürst der Finsterniß, des Bösen, der Höllenfürst ist. Genahmt uns das nicht an das triumphirende Schriftwort: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg! Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?“ (1. Cor. 15, 55). — Nach dem Glauben der Christen hat Jesus Christus Hölle, Teufel und Tod überwunden; nach dem Glauben der Buddhisten sind Hölle, Teufel und Tod von Buddha besiegt!

Schon die gesammte Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Buddhismus, seine Stellung zu Glaube und Lehre der indischen Vorzeit, wie die Tendenz, mit der er dann zu seinen großen Siegen vorschreitet, erinnert ganz merkwürdig an die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Christenthums, seine Stellung zu Glaube und Lehre der jüdischen Vorzeit und seinen weltbezwingenden Siegeslauf.

Dem Buddhismus geht in Indien die Zeit der Veden und der Brāhmanas voraus, eine Zeit starren Ceremonialdienstes, starren Festhaltens an den priesterlichen Satzungen, eine Zeit, in welcher das nach allen Regeln richtig ausgeführte Opfer als der Weisheit letzter Schluß gilt; ganz ähnlich wie dem Auftreten Jesu Christi in dem Volke, aus dem er geboren wird, die Zeit des Gesetzes, des Ceremonialdienstes, der strikten, buchstabenmäßigen Unterordnung unter die mosaischen Satzungen vorausgeht. Dort sind die Brahmanen, die Bedenkener und Opferer, hier ebenso Priester und Leviten, Phariseer und Schriftgelehrte die unbedingten geistigen Herrscher. Aus der Sehnsucht nach etwas Höherem und Besserem, aus tiefer Erlösungssehnsucht entspringt der Buddhismus, und auf die Zeit des Opfers und der Ceremonialgesetze folgt die Zeit, wo das Evangelium der Erlösung aller Orten gepredigt wird; ganz ähnlich wie mit Christo die Predigt des Evangeliums der Erlösung die Zeit des Gesetzes ablöst. Christus und seine Jünger stehen im bewußten Gegensatz zu der Vorperiode, aber doch auch immer anknüpfend an dieselbe, erfüllend, weiterführend, reformirend im höchsten Verstande des Wortes; ganz ähnlich, wie das auch bei Buddha und seinen Jüngern der Fall ist. Der Buddhismus erscheint wie das Christenthum als eine Reaction gegen das Vorangegangene, eine Reformation in großartigem Stile.

Und ferner: das Brahmanenthum war streng national-indisch, ganz ebenso wie das mosaische Judenthum streng national-jüdisch ist. Der

¹ Vgl. Oldenberg, Buddha S. 128 ff.

Buddhismus dagegen erscheint als eine missionirende Weltreligion in großem Stile, wie das Christenthum; er ist international, kosmopolitisch — wie das Christenthum. Wie Christus seine Jünger ausendet und sagt: Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker! so sendet auch Buddha seine Jünger aus, aller Welt, allen Völkern das Heil, die Erlösung zu verkünden, die nicht auf ein Volk beschränkt bleiben soll und darf. Und in gewaltiger, großartiger Weise wird sein Wort ausgeführt. Die Jünger stellen nach seinem Tode die Lehren und Aussprüche Buddhas zusammen, sie schildern sein Leben und Wirken, die großen Concilien der folgenden Jahrhunderte, die sich den ersten christlichen Concilien sehr wohl vergleichen lassen, stellen die Lehre endgiltig fest und stellen den Canon der heiligen Schriften zusammen. Und die Sendboten des buddhistischen Evangeliums gehen hin in alle Länder, zu allen Völkern Asiens und lehren sie das gute Gesetz, die Lehre des Buddha, und heutzutage hängt etwa ein Drittel der Menschheit dieser Lehre an, wie etwa ein Drittel der Menschheit Christo und seiner Lehre anhängt.

Niemand, der sich nicht die Augen absichtlich verschließen will, kann das Großartige in dieser Entwicklung des Buddhismus verkennen, Niemand den gewaltigen Fortschritt leugnen, den diese Religion bedeutet, gegenüber allem dem, was nicht nur in Indien, sondern in den meisten Ländern der Welt ihr vorausgegangen.

Dieser Fortschritt aber liegt vor Allem auf moralischem Gebiet, und hier gerade ist es, wo sich der Buddhismus am merkwürdigsten mit dem Christenthum berührt.

Jesus Christus sagt in der Bergpredigt, in welcher er seine Lehre dem entgegensetzt, was „zu den Alten gesagt ist“: „Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel; sondern so dir Jemand einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem biete den anderen auch dar.“ Und weiter: „Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen.“ (Matth. 5, 38. 39. 43. 44.)

Wenn man die altindische Moral der Weden und Brâhmanas in kurzem charakterisiren wollte, man könnte es nicht treffender thun als mit den Worten: „Auge um Auge, Zahn um Zahn!“ und „Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen.“ Das ist der durchweg hier herrschende Geist. Die alten vedischen Bücher, vor Allem die Yadschurveden und Brâhmanas geben Anweisung zu einer ganzen Reihe von Opfern, die keinen anderen Zweck haben, als den Feind und Nebenbuhler zu schädigen, ihm Wohlstand und Nahrung, Kraft und Stärke zu rauben, ja ihn völlig

zu Grunde zu richten. Also nicht nur etwa mit den Waffen, mit Gewalt und List wird der Gegner bekämpft, sondern sogar mit dem heiligen Opfer¹.

Welch ein anderer Geist spricht dagegen aus der Predigt Buddhas, wie nahe verwandt erscheint er dem Geiste des Christenthums! Hier heißt es: Wenn dich Jemand gekränkt, geschlagen, beraubt oder sonst irgendwie geschädigt und feindselig behandelt hat, vergieb ihm, was er dir angethan, laß keinen Haß, keine Feindschaft in deinem Herzen wohnen! So heißt es schon zu Anfang des Dhammapadam, jener Sammlung von Sprüchen, die nach der indischen Tradition von Buddha selbst gesprochen sind, und die ich unter dem Titel „Worte der Wahrheit“ vor Kurzem in deutscher Uebersetzung herausgegeben habe:

„Er kränkte mich, er schlug mich doch! er hat besiegt mich und beraubt!“
Wer solcherlei Gedanken nährt, in dem erlischt die Feindschaft nicht.

„Er kränkte mich, er schlug mich doch! er hat besiegt mich und beraubt!“
Wer die Gedanken von sich weist, in dem erlischt die Feindschaft ganz.

Dem niemals kommt auf Erden hier Feindschaft durch Feindschaft ganz zur Ruh' —

Durch Nichtfeindschaft kommt sie zur Ruh' — dies ist das ewige Gesetz.

Und diesen Spruch soll der Allherrlichstvollendete, der Löwe aus dem Geschlechte der Käkya, durch die lehrreiche Geschichte vom König Leibelang und seinem Sohne Lebelang erläutert haben.

König Leibelang lehrt seinen Sohn mit jenem Spruche dem Feinde zu vergeben. Er selber wird von seinem Feinde Brahmadata durch Verrath besiegt, sammt seiner Gemahlin gefangen, in Fesseln geschlagen und verurtheilt, draußen vor der Stadt in vier Stücke zerhauen zu werden. Als nun der Sohn seine beiden geliebten Eltern so jämmerlich in Banden durch die Straßen der Stadt zum Richtplatz führen sieht, spricht der Vater sanftmüthigen Herzens zu ihm jenen Spruch, der ihm die Vergebung des Unrechts predigt. Und als dann in späteren Jahren das Schicksal es so fügt, daß jener feindliche König, ermüdet auf der Jagd, mit dem Haupte im Schoße des Prinzen Leibelang entschlummert ist und in diesem die Versuchung erwacht, das Schwert zu ziehen und den Mörder seiner Eltern zu tödten, da erinnert er sich jenes Spruches, den der sterbende Vater ihn gelehrt. Dreimal überkommt ihn die Begier nach Rache, dreimal überwindet er sie, der Worte des Vaters eingedenk. Dem Erwachenden gesteht er den ganzen Hergang, und dieser, innigst gerührt, giebt ihm Alles, was sein Vater einst besessen, Heer, Troß, Land, Schatz und Vorräthe, und dazu seine eigene Tochter zur Gemahlin. Der große Gedanke der Vergebung auch des schwersten Unrechts hat sein starres, feindseliges Herz bezwungen.

¹ Vgl. mein Buch „Indiens Literatur und Cultur“ S. 121—125.

Rührender noch ist die Geschichte vom Prinzen Kunāla, die zwar nicht von Buddha selbst erzählt wird, in welcher sich aber die buddhistische Stellung dem angethanen Unrecht, den Feinden und Widersachern gegenüber in eben so schöner wie charakteristischer Form ausgeprägt findet. Der Held derselben, Kunāla mit den schönen Augen, ist der Sohn des großen buddhistischen Königs Asoka, der um die Mitte des 3. Jahrh. vor Christo lebte und von dem die berühmten sog. Gesetzessäulen in verschiedenen Theilen Indiens stammen, mit Inschriften, in denen der König sich zur guten Lehre des Buddha bekennt — beiläufig die ältesten indischen Inschriften, die wir kennen. Prinz Kunāla lebt fern vom Geräusch des Hofes, sinnend über die Vergänglichkeit. Da geschieht es, daß eine der Gemahlinnen seines Vaters¹ von sündlicher Liebe zu dem schönen Jüngling erfaßt wird. Wie Potiphar sucht sie ihn zu verlocken, wie Joseph widersteht er. Da entbrennt sie in wildem Zorn; sie weiß es zu bewirken, daß er in eine entfernte Provinz gesandt wird, und bald erscheint dort ein von der Königin gefälschter, angeblich vom Könige ausgehender Befehl, dem Prinzen seine beiden wunderbar schönen Augen auszureißen. Das Furchtbare geschieht. Kunāla leidet geduldig ergeben die bittere Pein, während das Volk ihn weinend und klagend umgiebt. Dem Geblendeten aber geht jetzt erst das Auge des Geistes herrlich auf. Er erfährt, daß die Königin schuld an dem Befehl gewesen, aber er spricht: „Möge sie noch lange Glück, Leben und Macht genießen, die mir so großes Heil gebracht hat.“ Als Bettler zieht er mit seiner Gattin in die Hauptstadt vor den Palast des Königs, seines Vaters, und singt ein Lied zur Laute. Der König vernimmt Kunālas Stimme, wunderbar bewegt, läßt er den blinden Bettler hereinrufen, und nun kommt Alles an den Tag. Von furchtbarem Schmerz und Zorn überwältigt, will der König sein schuldiges Weib unter Martern hinrichten lassen. Aber Kunāla bittet für sie, er fällt dem Vater zu Füßen und fleht ihn an, der Schuldigen zu vergeben: „O König“ — ruft er — „ich fühle keinen Schmerz, und trotz der Grausamkeit, die mir widerfahren ist, fühle ich nicht das Feuer des Zornes. Mein Herz hat nur Wohlwollen für meine Mutter, die befohlen hat, mir die Augen auszureißen. So gewiß diese Worte Wahrheit sind, mögen meine Augen wieder werden, wie sie waren!“ Und siehe da, seine Augen glänzten in ihrer alten Schönheit wie zuvor².

Für seine schändliche Peinigerin bittet und fleht hier der indische Königssohn, wie Christus am Kreuz für seine Feinde betet, als hätte er Christi Vorbild schon vor Augen — wahrlich, wunderbar genug!

Dieser Punkt ist ein überaus wichtiger!

¹ Ein indischer König hat deren ja mehrere oder kann sie doch haben.

² Vgl. Oldenberg, Buddha S. 304.

In der gesammten Moral des Christenthums giebt es Nichts, das größer, erhabener, charakteristischer für dieselbe wäre, als das Gebot: Liebet eure Feinde! Nichts war den Heiden, zu denen das Christenthum drang, so neu, so überraschend wie diese Forderung; Weniges spielt eine solche Rolle in dem dann entbrennenden Kampf zwischen Heidenthum und Christenthum. Wie ein heller Stern leuchtet dies Gebot, das Christus mit seinem Blute besiegelt, dem Siegeslauf des Christenthums voran. — Und wie ähnlich erscheint die Lehre, die schon Jahrhunderte vor der Geburt des Herrn von Buddha und den Buddhisten gelehrt und geübt ward!

Selig sind die Sanftmüthigen —, selig sind die Barmherzigen —, selig sind, die reines Herzens sind —, selig sind die Friedfertigen —, diese Worte Christi glauben wir wieder und wieder aus der Predigt Buddhas und seiner Jünger zu vernehmen; der Geist der Sanftmuth, der Friedfertigkeit, der Barmherzigkeit durchweht die Lehre des Gäkya-Sohnes. Allen Hader, allen Streit aufzugeben, wie oft tönt uns diese Mahnung dort entgegen!

„Wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig,“ spricht Christus in der Bergpredigt (Matth. 5, 22); und Buddha sagt in den Worten der Wahrheit (222—224):

Wer den in ihm erregten Zorn wie einen Wagen hemmt im Lauf,
Den nenne Wagenlenker ich, And're sind Zügelhalter nur.

Durch Nichtzürnen bezwing' den Zorn, durch Güte zwing' den Bösen selbst,
Durch Spende zwing' den Geizigen, durch Wahrheit den, der unwahr spricht.

Die Wahrheit sprich und zürne nicht, gib dein Scherflein dem Bittenden!
Mit diesen drei Bedingungen kommst in der Götter Nähe Du.

„Durch Güte zwing den Bösen selbst!“ — Erinnert dies Wort Buddhas nicht wiederum ganz merkwürdig an das Wort des Apostels Paulus im Römerbrief (Cap. 12, 21): „Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem!“

Das erste und oberste unter den fünf Geboten des Buddhismus ist: kein lebendes Wesen zu tödten; und dies Gebot erläutert Buddha selbst mit folgenden Worten: „Ein Mönch läßt davon ab, lebende Wesen zu tödten; er enthält sich der Tödtung lebender Wesen. Er legt den Stab nieder; er legt die Waffe nieder. Er ist mitleidig und barmherzig; freundlich trachtet er nach dem Wohle aller lebenden Wesen. Das ist ein Theil seiner Recht-schaffenheit.“ — Von dieser Erläuterung und Ausführung sagt schon Olden-berg, daß sie hinter der christlichen Auffassung jenes Gebotes, „das zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht tödten!“ kaum zurückbleibt¹.

¹ Oldenberg, Buddha S. 297.

Christus sagt in der Bergpredigt Matth. 7, 1. 2:

„Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet. Denn mit welcherlei Gericht ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden; und mit welcherlei Maß ihr messet, wird euch gemessen werden.“ — Daran erinnern einigermaßen die Sprüche Buddhas, mit welchen das 10. Capitel des Dhammapadam beginnt (129. 130):

Vor Strafe zittert Jedermann, und Jeder fürchtet auch den Tod;
„Er ist wie ich!“ so denke man und tödte nicht und richte nicht.

Vor Strafe zittert Jedermann, und Jedem ist das Leben lieb;
„Er ist wie ich!“ so denke man und tödte nicht und richte nicht.

Dazu muß ich allerdings sogleich bemerken, daß die Worte, welche ich hier durch „richte nicht“ wiedergegeben habe, im Pali-Text genauer lauten: „hinrichten lassen, tödten lassen“. Es deckt sich der indische Ausdruck also nicht ganz mit dem biblischen, der wesentliche Inhalt der citirten Verse aber ist jenem Ausspruch Christi doch recht nahe verwandt¹.

Wenn Christus in folgenden Verse (3) fortfährt: „Was siehst du den Splitter in deines Bruders Auge und wirfst nicht gewahr des Balkens in deinem Auge?“ — so erinnert daran ganz merkwürdig folgender Vers aus den Worten der Wahrheit (252):

Der And'ren Fehler sieht man leicht, den eig'nen aber sieht man schwer;
Der And'ren Fehler stellt man ja ganz gerne klar, so viel man kann,
Verbirgt die eig'nen aber wie der Schuft den falschen Würfel birgt.

Wir finden denselben Gedanken später noch auffälliger den Worten Christi ähnlich ausgesprochen in dem brahmanischen Mahābhārata (I, 3069 = Mangoblüthen S. 180):

Des Schlechten Aug' wird eines And'ren Fehl,
Klein wie ein Senfkorn, nicht entgehen;
Den eig'nen aber, ob er auch so groß
Wie eine Bilvafrucht, kann er nicht sehen.

Dazu bemerke ich, daß der Buddhismus mit seiner großartigen Lehre in mächtiger Weise umgestaltend auf die moralischen Anschauungen des gesammten Indien, auch auf die seiner brahmanischen Gegner eingewirkt zu haben scheint, ähnlich wie unsere Reformation auch die Katholiken gezwungen hat, Manches im Schooße ihrer Kirche zu erneuern und zu bessern. Der Einfluß Buddhas war auf moralischem Gebiet ein überwältigender, und so begegnen wir denn in den brahmanischen Büchern der späteren Zeit vielfach moralischen Anschauungen, welche durchaus zu den buddhistischen stimmen und mit denen der altbrahmanischen, vedischen Zeit nichts mehr gemein

¹ Das ganze Capitel ist „Strafe“ betitelt und warnt wiederholt vor der Züchtigung, insbesondere harter Züchtigung Anderer.

haben. So sagt das Mahābhārata z. B. ganz ähnlich einem der vorhin angeführten Sprüche aus den Worten der Wahrheit (Mahābhārata 3, 13253 = Mangoblüthen S. 151):

Bezwing' den Geizigen durch reiche Spenden,
Den Lügner durch der Wahrheit Lichtgestalt,
Durch Nachsicht zwing' den rohen Uebelthäter,
Den Bösen durch der Güte Allgewalt.

Und es lehrt die Vergebung des Unrechts, indem es sagt: „Man verzeihe es einem Schlechteren, einem Besseren und auch einem Gleichen, wenn man bei der Ehre angegriffen, geschlagen oder angeschrien wird; so wird man zur höchsten Glückseligkeit gelangen.“ (Mahāb. 12, 11009 cf. Mangoblüthen S. 152.)

Das Mahābhārata lehrt ferner (2, 2439): „Gute gedenken nur der ihnen erwiesenen Wohlthaten, nicht aber der Feindseligkeiten“, und (12, 12433): „Milde ist die höchste Tugend, Nachsicht die größte Macht.“ Das Gesetzbuch des Manu sagt (2, 161): „Man soll Niemand einen Schmerz bereiten, selbst wenn man beleidigt worden wäre“; und das Pantśchatantra (1, 171): „Sinne niemals Böses gegen diejenigen, welche dir etwas zu Leide thun!“ u. dgl. m.¹

Derartiges ließe sich noch viel anführen. Wir sehen daraus, wie die buddhistische Moral auch die brahmanische Welt läuternd beeinflusst hat. — Diese ganze Moral der Vergebung des Unrechts, des Nichtzürnens, des allgemeinen Wohlwollens, der Milde, Nachsicht, Schonung und Geduld ist unleugbar mit der christlichen Moral verwandt. Ein sanfter, weiblicher Zug ist ihr eigen, der uns an das „Ewigweibliche“ gemahnt, von dem der große Dichter sagt, daß es uns „hinauf zieht“, d. h. hinauf zieht in die himmlischen Regionen. Selbstlosigkeit, ja die völlige Hingabe des eigenen Lebens, des eigenen Selbst für das Wohl Anderer — dieser echt weibliche Zug — er wird in Sprüchen, Parabeln und Gleichnissen im Buddhismus wieder und immer wieder gelehrt.

Mit dieser Richtung ist aber eng verbunden die entschiedene Abkehr von der Welt und ihrer Lust.

¹ Vgl. Indiens Literatur und Cultur S. 674. — In dem wahrscheinlich bedeutend jüngeren Hitopadeśha (1, 55) finden wir folgenden Spruch, der merkwürdig an Christi Wort in der Bergpredigt (Matth. 5, 45) erinnert: „Er läßt seine Sonne aufgehen über Gerechte und Ungerechte“:

Die Guten lassen Mild' und Mitleid walten
Auch gegen den, der jeden Vorzugs haar:
Scheint doch der Mond auch auf des Paria Hütte
Mit seinem reinen Lichte hell und klar.

(Mangoblüthen S. 154).

„Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist!“ so mahnt der Apostel Christi (1. Joh. 2, 15); denn „die Welt vergehet mit ihrer Lust“ (ebendasselbst V. 17). Aehnlich tönt uns wieder und immer wieder aus der Predigt Buddhas die Mahnung entgegen: nicht zu hängen an der Welt, Nichts, was in der Welt ist, lieb zu haben, durch Nichts sein Herz fesseln zu lassen; das ist die Bahn des Heils, der Erlösung! Nur wer sich ganz frei gemacht hat von jeglicher Neigung, die ihn an die Welt und ihre vergänglichen Freuden bindet, darf auf Erlösung hoffen. Die Ansicht Buddhas wird beispielsweise durch folgende Verse des Dhammapadam charakterisirt (47. 48):

Der Mann, der an der Weltlust hängt, gleicht einem Blumen Sammelnden;
Es kommt der Tod und rafft ihn weg wie Wasserfluth ein schlafend Dorf.

Der Mann, der an der Weltlust hängt, gleicht einem Blumen Sammelnden;
Oh' seine Wünsche er gestillt, verfällt er schon des Todes Macht.

Dagegen (170):

Wer auf die Welt hinunter sieht wie auf des Wassers Blasenchaum,
Wie auf ein Spiegelbild der Luft, den sieht der Fürst des Todes nicht.

D. h. wer diese Stellung völliger Loslösung der Welt gegenüber einnimmt, der triumphirt über den Tod.

Das führt uns zu einer weiteren wichtigen Eigenthümlichkeit, die dem Christenthum wie dem Buddhismus in ähnlicher Weise eigen ist. Man hat beide oftmals pessimistische Religionen genannt. Sie sind es, in so fern sie beide die Welt verurtheilen, von der Welt sich abwenden; aber sie sind es keineswegs, in so fern das Ziel des Frommen, sein gegenwärtiges und zukünftiges Glück und Heil, in Betracht kommt. Beide sind der Welt gegenüber pessimistisch, dabei aber freudig über die Welt triumphirend.

Von dem Christenthum ist uns dies bekannt genug. Ich brauche wohl nur an das Wort des Herrn zu erinnern: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden“ (Joh. 16, 33). Und an das Wort des Apostels: „Die Welt vergehet mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit“ (1. Joh. 2, 17). Oder an Pauli Schilderung der Christen: Als die Traurigen und doch allezeit fröhlich u. — Auf Erden schon selig in dem Herrn, einstiger höherer Seligkeit noch sich getröstend, blickt der echte Christ freudig und hoffnungsvoll in die Zukunft.

Aber man thut dem Buddhismus Unrecht, wenn man glaubt, daß ihm eine ähnliche Stimmung unbekannt ist. „Der rechte Buddhist“ — sagt schon Oldenberg (Buddha S. 225 ff.) — „sieht freilich in dieser Welt eine Stätte beständigen Leidens, aber dieses Leiden weckt in ihm nur das

Gefühl des Mitleidens mit denen, die noch in der Welt stehen; für sich selbst fühlt er nicht Trauer oder Mitleid, denn er weiß sich einem Ziele nah, das über Alles herrlich ihm entgegen blickt. Ist dies Ziel das Nichts? Vielleicht. — Was es aber auch sein mag, der Buddhist ist fern davon, die Ordnung der Dinge, welche dem menschlichen Dasein gerade dieses und eben nur dieses Ziel gewährt hat, als ein Unglück, als eine Unbill zu beklagen oder sich mit trüber Resignation in sie als in ein unabänderliches Verhängniß zu ergeben. Er strebt dem Nirvâna mit derselben Siegesfreudigkeit entgegen, mit welcher der Christ auf sein Ziel hinschaut, auf das ewige Leben.“ — „Es ist nicht genug, zu sagen, daß das Ziel, zu welchem der Buddhist aus dem Leiden der Welt emporstrebt, das Nirvâna ist. Einer Schilderung des Buddhismus liegt es auch ob, die von aller Resignation himmelweit entfernte innere Freudigkeit, mit der er diesem Ziele nachtrachtet, als eine über allen Zweifel sicher bezeugte Thatsache zu verzeichnen.“

Darum sagt das Dhammapadam (18):

Selig schon hier und selig nach dem Tode
 Der Reine, — selig ist er beider Orten;
 „Ich habe recht gethan!“ so denkt er selig
 Und wird noch sel'ger einst am Ort des Heiles.

Und ferner (94):

Ihn, dessen Sinnen ganz zur Ruh' gekommen,
 Wie Rosse, die der Lenker gut gebändigt,
 Wer Leidenschaft und Hochmuth aufgegeben,
 Die Götter selbst beneiden einen Solchen.

Den entwickelten Vergleichungspunkten sachlicher, inhaltlicher Art ließe sich noch ein weiterer Punkt anfügen, der die Form betrifft, den ich aber nur ganz kurz noch streifen kann. Buddha prägt — wie Christus — seine Lehre nicht nur in kurzen Sätzen und Sentenzen aus; er bedient sich zur Erläuterung derselben mit besonderer Vorliebe der Gleichnisse oder parabelartiger Erzählungen, gerade wie uns dies von Christus Allen so wohl bekannt ist.

Noch wichtiger und weittragender wäre die Erörterung eines anderen Punktes, den ich aus Mangel an Zeit ebenfalls nur im Vorübergehen berühren kann: das sind die schon oftmals bemerkten auffallenden Aehnlichkeiten zwischen der Buddha-Legende und der Geschichte Christi, die in neuerer Zeit insbesondere von dem leipziger Professor der Philosophie Rudolf Seydel mehrfach untersucht und zum Aufbau einer besonderen Theorie verwendet sind¹.

¹ Man vgl. Rudolf Seydel, Das Evangelium von Jesu in seinen Verhältnissen zu Buddhafrage und Buddhalehre, Leipzig 1882. — Von demselben: Die Buddha-Legende und das Leben Jesu nach den Evangelien, Leipzig 1884, und: Buddha und Christus, Breslau 1884.

Es läßt sich nicht leugnen, daß da eine Reihe höchst merkwürdiger Uebereinstimmungen vorliegen. So gleich die wunderbare Geburt. Buddha weilt vor seiner Geburt als eine Art göttliches Wesen im Himmel und steigt aus freiem Entschluß zur Erde hinab in den Schooß der Königin Maya zu Kapilavastu, um von ihr zum Heile der Welt sich gebären zu lassen. Himmlische Schaaren verkünden in Gesängen den Erlöserberuf des Kindes. Vom Himalaya herab kommt der alte, dem Tode nahe Brahmane Asita, sieht das Kind und verkündet in begeisterten Worten: dies werde einst der Buddha, der Erlöser der Welt werden — an den alten Simeon unserer Evangelien erinnernd. Als Knabe kommt Buddha in den Tempel und die Götterbilder verlassen ihre Plätze, um ihm demüthig zu huldigen. Als voll erwachsener Mann, gegen 30 Jahre alt, zieht er in die Einsamkeit, um den Weg des Heils zu finden. Hier wird er von Mära, dem Fürsten des Todes und des Bösen, drei Mal versucht; aber er widersteht, überwindet siegreich den Bösen und erlangt, unter einem Feigenbaum sitzend, die höchste Erkenntniß. Zwei Brüder sind die ersten Anhänger, die er noch unter dem Feigenbaum sitzend gewinnt; die Brüder erinnern an die ersten Jünger Christi, Andreas und Simon Petrus, der Feigenbaum an den Feigenbaum, unter welchem Christus den gleich darauf gewonnenen Nathanael zuerst erblickt hat. Buddha beginnt seine Predigt mit einer Reihe von Seligpreisungen, die man den Seligpreisungen der Bergpredigt vergleicht. Die Zahl der Hauptjünger kommt auf zwölf¹; unter ihnen erinnert Ananda an den Johannes unter den Jüngern Christi. Einer seiner Anhänger ist Devadatta, ein Better des Buddha, der im Verlauf der Zeit eine Art Judasrolle spielt, indem er — von Kind an neidisch auf den Buddha — diesem späterhin sogar nach dem Leben trachtet; doch ohne Erfolg; er findet ein klägliches Ende. Obgleich aus königlichem Geschlecht zieht Buddha doch in selbstgewählter Armuth lehrend und predigend im Lande umher, begleitet von seinen Jüngern, gewaltige Wunder mit seiner Rede verrichtend. Die Sünderin Ambapali, die ihn zum Mahle lädt und auf niedrigem Sessel sitzend zu seinen Füßen den Worten des Meisters lauscht, erinnert an die Sünderin unserer Evangelien, während die Geschichte, wie Ananda am Brunnen ein Pariamädchen um einen Trunk bittet, merkwürdig an die Geschichte von Christus und der Samariterin am Brunnen gemahnt. Seine Jünger aber sendet der Meister hinaus in alle Welt, um die Lehre vom Heil, die Erlösung, zu verkündigen.

¹ Vgl. Seydel, Buddha und Christus S. 11: „Unsere älteste Quelle zählt der gewordenen Jünger erst bis zehn, dann springt sie durch eine Massenwerbung auf sechzig (ähnlich in den christlichen Evangelien erst zwölf, dann siebzig); von da unterläßt sie das Zählen; später aber, bei einer namentlichen Aufzählung der Hauptjünger, kommt sie auf zwölf.“

Dazu kommen dann noch die Uebereinstimmungen in der Lehre und Lehrweise, ja in bestimmten Worten, Wendungen, Redensarten u. dgl.

Da nun die Geschichte von Buddhas Leben ebenso wie seine Lehre jedenfalls schon mehrere Jahrhunderte vor Christi Geburt (spätestens seit dem dritten großen Concil zur Zeit des Königs Asoka, ca. um 250 vor Christi Geburt) kanonisch fixirt war, glaubt Professor Seydel aus den angeführten Uebereinstimmungen, denen noch einige andere weniger bedeutsame sich anfügen ließen, den Schluß ziehen zu dürfen, daß die christlichen Evangelien direct durch jene buddhistischen Erzählungen beeinflusst worden sind. In die Geschichte von Christo, wie sie die Evangelien berichten, wäre nach Seydel eine ganze Menge buddhistischer Elemente eingedrungen, ja fast das gesammte Christenthum erscheint darnach geradezu als ein geläuterter, veredelter Buddhismus.

Diese Frage würde es wohl werth sein, in einem besonderen Vortrage behandelt zu werden; ich kann sie hier aber, wie schon erwähnt, nur im Vorübergehen berühren. Nur so viel sei gesagt, daß ich die gesammte Theorie Seydels für von Grund aus verfehlt halte. Auch wenn man nicht auf dem Standpunkt eines gläubigen Christen steht, wird man erkennen können, daß dieselbe zu ganz unmöglichen Consequenzen führt. Christus ist nicht nur nach dem Glauben der Christen Gottes Sohn, sondern er ist auch in eminentem Sinne eine historische Persönlichkeit, und manche seiner Jünger sind dies gleichfalls. Ja, man darf sagen: Christus ist die größte historische Persönlichkeit, die wir überhaupt kennen, denn von ihm sind so gewaltige, die ganze Menschheitsgeschichte umgestaltende, unwäzende Wirkungen ausgegangen, wie von keinem anderen Menschen. Wie ist es nur denkbar, daß solche Wirkungen hätten eintreten können, wenn ein sehr großer Theil dessen, was die Evangelien von Leben und Lehre des Herrn berichten, gar nicht wirklich sich damals in Palästina begeben hätte, sondern — wie Seydel meint¹ — durch das Medium einer Art Kunstpoesie nachträglich aus buddhistischen Quellen in die Evangelien eingedrungen wäre! wenn nicht nur die wunderbare Geburt Christi und seine Abstammung aus dem Königs-geschlecht, die doch schon das Alte Testament weis sagt, nicht nur der weis sagende alte Simeon und hervorragende Punkte in der Kindheitsgeschichte Jesu, sondern ebenso weiter die Versuchungsgeschichte, die ersten mächtigen Lehrworte des Herrn, eine Reihe der wichtigsten Details aus der Jünger-gemeinde, wenn nicht nur die Zahl der Jünger, sondern ebenso die Gewinnung der beiden Brüder Andreas und Simon Petrus, der Johannes, der Judas, die Sünderin, das samaritanische Weib &c. &c., wenn — sage

¹ Vgl. Seydel, Buddha und Christus S. 19.

ich — dies und vieles Andere nichts wäre als eine spätere poetische Einkleidung, wenn dies Alles, wie Seydel¹ in Anlehnung an ein Wort Schleiermachers sich ausdrückt, nur zu den „Umhüllungen“ gehören sollte, welche die Religion „sich lächelnd gefallen läßt“¹. Nach meiner Ueberzeugung ist man mit einer solchen Annahme hart an der Grenze des Wahnwitzes angekommen. Von irgend welchem wissenschaftlichen Beweise der Seydelschen Theorie kann jedenfalls nicht die Rede sein.

Wenn man nun aber die Frage aufwirft, wie denn jene zahlreichen merkwürdigen und geradezu verwirrenden, fast wunderbaren Uebereinstimmungen sich erklären lassen, so ist vor allen Dingen darauf hinzuweisen, was schon von vielen Kritikern Seydels hervorgehoben worden ist: wie oft unter einigermaßen analogen Verhältnissen bei verschiedenen Völkern, die nachweislich durchaus keine Berührung mit einander gehabt haben, sich Dinge entwickeln, die in überraschendster Weise bis ins Detail sich ähnlich sehen; Sitten und Bräuche, Sagen, Mythen, religiöse Anschauungen und vieles Andere. Man schlage nur das Buch des bekannten Geographen R. Andree über „Ethnographische Parallelen“ auf, und man wird eine Fülle solcher oft geradezu ans Wunderbare grenzender Thatfachen finden. Es sei mir hier gestattet, nur ein Beispiel aus meinem speciellen Forschungsgebiete anzuführen. Vielleicht als der größte dramatische Dichter der Inder darf Qudraka gelten, der Verfasser des Dramas „Das irdene Wägelchen“, der etwa im 5. Jahrh. nach Christo lebte. Sein Drama bietet die auffälligsten Uebereinstimmungen mit den Lustspielen Shakespeares dar: die ganze Diction, die Art der Witze und Wortspiele, der komischen Verdrehungen u. dgl. ist der Shakespeareschen ganz überraschend ähnlich, mindestens eben so ähnlich wie die Worte, Reden und Gleichnisse Buddhas denen Christi ähnlich sind. Manche Charaktere scheinen geradezu Shakespeareschen Gestalten zum Vorbilde gedient zu haben oder ihnen nachgeahmt zu sein, wie z. B. der Samsthänaka, der Königsschwager, dem Shakespeareschen Cloten in Cymbeline. Man ist unmittelbar versucht, einen historischen Zusammenhang zwischen Qudraka und Shakespeare zu vermuthen, und doch ist eine solche Annahme ohne allen Zweifel völlig ausgeschlossen. Qudraka lebte ca. 1000 Jahre vor Shakespeare, kann also diesen nicht nachgeahmt haben; aber auch Shakespeare hat ganz gewiß den indischen Dichter nicht gekannt, dieser ist vielmehr erst in neuerer Zeit überhaupt in Europa bekannt geworden². Die fast wunderbaren Uebereinstimmungen

¹ Vgl. Seydel, Buddha und Christus S. 6.

² Man könnte auch Buddhas Bezeichnung als „Löwe aus dem Geschlechte der Cätha“ geneigt sein zusammenzubringen mit der auf Christus gehenden Weissagung: „Suda, du bist ein junger Löwe! Aus dir soll mir kommen ic.“ — wenn nur nicht leider diese Weissagung in einem Buche des alten Testaments stünde, das vor Be-

liegen vor, aber ein historischer Zusammenhang, eine Beeinflussung von dieser oder jener Seite ist nachweislich nicht vorhanden. Das ist sehr lehrreich. Solche und ähnliche Beispiele sollen uns warnen, auf ähnliche Uebereinstimmungen allzu viel zu bauen, — und das noch gar in einem Falle, wo es sich geradezu um eine Erschütterung der Grundlagen des Christenthums handelt.

Von eminenter Bedeutung für die Entscheidung dieser Frage wird aber auch die Antwort auf jene andere Frage sein: ob denn wirklich das Wesen des Buddhismus demjenigen des Christenthums so nahe steht. Ich habe Ihnen Manches in dieser Beziehung angeführt, was Sie vielleicht überrascht, vielleicht gar verwirrt hat. Ich will in der nächsten Vorlesung die Sache von der anderen Seite beleuchten. Da wird sich ergeben, daß jenen wirklichen oder scheinbaren Uebereinstimmungen so große, so wesentliche Unterschiede und Abweichungen gegenüber stehen, daß die Kluft zwischen Buddhismus und Christenthum als eine geradezu unüberbrückbare erscheint.

V. v. Schroeder.



einflussung durch den Buddhismus gesichert erscheint. Es ließe sich sonst eben so schön ein Zusammenhang herstellen, wie zwischen dem Feigenbaum, unter dem Buddha die Erkenntniß gewinnt und die ersten beiden Jünger wirbt, — und dem Feigenbaume, unter dem Christus den Nathanael zuerst erblickt.



**Predigt¹ am Sarge des dim. Bürgermeisters und
ehemaligen Stadthaupts von Riga
Robert Bünchner.**

(Geboren 23. Nov. 1815, gestorben 19. Nov. 1892.)

Gerechtigkeit war mein Kleid, das ich anzog wie einen Rock, und mein Recht war mein fürstlicher Hut. Ich war des Blinden Auge und des Lahmen Fuß. Ich war ein Vater der Armen, und welche Sache ich nicht wußte, die erforschte ich.

Hiob 29, 14—16.

I.

Gehrte Trauerversammlung! „Gerechtigkeit war mein Kleid, das ich anzog wie einen Rock“, so hätte auch Robert Bünchner von sich sagen dürfen; darum ist's vollends unanfechtbar, wenn wir Ueberlebende es ihm nachsagen, auf ihn anwenden nach seinem Heimgange. Das Rechtsleben der Menschheit hat ihn schon auf der Schule besonders interessirt und angezogen; für das Recht und seine Geltung einzutreten, galt schon dem Jünglinge als hohes Ideal. So widmete er sich denn mit Begeisterung dem Studium der Rechte, als er, ein achtzehnjähriger Abiturient, die Hochschule Dorpat bezog. Mit Eifer und Erfolg lag er dort seinen Studien ob und kehrte nach rühmlich bestandener Schlußprüfung im Jahre 1838 in die Vaterstadt zurück. Hier widmete er sich bald dem Berufe der Rechtsvertretung als Consulent. Rasch gewann er sich dabei durch seine wissenschaftliche Bildung und durch sein praktisches Geschick als Jurist, sowie durch seinen geraden Sinn und ehrenhaften Charakter das Vertrauen weitester

¹ Gehalten im St. Peter zu Riga am 23. Nov. 1892 von Dr. theol. Johannes Lüttens.

Reise. Darum war es natürlich — die frühere Stellung seines Vaters mochte dazu mitgewirkt haben — daß sich die Blicke eines Wohlbedlenen Rathes dieser aufstrebenden Kraft bald zuwandten, daß man 1852 Büngner zum rigaschen Stadtofficial, 1869 zum Rathsherrn erwählte. Als solcher hatte er, ohnehin schon 1872 zum Bürgermeister befördert, nummehr den Beruf der Rechtsprechung als Richter. Riga hatte seit dem Fall der Wälle einen mächtigen Aufschwung genommen; die Einwohnerzahl der Stadt war in kurzer Zeit sehr bedeutend gewachsen; die Aufgaben, die der Rath zu erledigen hatte, mehrten sich täglich. Büngner, stets darauf bedacht, daß irgend wichtigere Rechtsfachen sich nicht verschleppten, hat damals nächtelang über seinen Acten gefessen und Urtheile geschrieben. Als nun aber nach Sr. Majestät kaiserlichem Willen 1877 die neue Städteordnung auch für Riga ihre Geltung gewann, da hat das allgemeine Vertrauen seiner Mitbürger ihn genöthigt, das Amt des „Stadthauptes“ auf sich zu nehmen. Nur ungern verließ er seine bisherige richterliche Veruffstellung, aber doch entzog er sich dem an ihn gestellten Anspruche nicht, als erstes Stadthaupt der neuen Rechtsgestaltung der Dinge, die da kommen sollten, seine reichen Kräfte zur Verfügung zu stellen. Hatte Büngner auch früher schon immer dem Grundsatz Hiobs gemäß gehandelt: „welche Sache ich nicht wußte, die erforschte ich“, so gewann derselbe jetzt ein doppeltes Schwergewicht für ihn. Er hatte sich in ein ihm wie dem bisherigen Riga ganz neues Arbeitsgebiet hineinzufinden. Seine Aufgabe war, die zunächst doch noch todten Paragraphen der neuen Städteordnung in die Wirklichkeit einzuführen, ihnen Leben und praktische Bedeutung zu verleihen. Wenn er dabei auch sehr wesentlich von der ungewöhnlichen Arbeitskraft des ersten Stadtsecretärs, unseres unvergeßlichen und unvergessenen Alt, unterstützt wurde und an ihr eine werthvolle Hilfe fand, so ist doch die neue Organisation unserer städtischen Verhältnisse der Hauptsache nach Büngners Werk, das Jeder, der irgend die Schwierigkeit desselben zu beurtheilen wußte, als ein glücklich gelungenes bezeichnet hat.

War nun aber Büngner in seiner bisherigen Lebensleistung ein von freundlichen Geschicken begünstigter Mann gewesen, so ballten sich über ihm als Stadthaupt nach nicht langer Zeit gar bedrohliche Wetterwolken zusammen, die sich denn auch später in fast vernichtenden Schlägen über seinem eigenen Haupte entluden. Auf das Alles des Näheren einzugehen, ist um so weniger erfordert, als ja die schmerzlichen Ereignisse jener Zeit noch heute in Jedermanns Erinnerung leben. Nur das Eine an seinem Sarge zu sagen, ist Pflicht: wie verschieden auch Büngners Verhalten — nach Menschen Weise — von seinen Zeitgenossen beurtheilt worden ist, wie wirr und mißtönend die billigenden und die mißbilligenden Urtheile über dieses Verhalten durch-

einander geklungen haben mögen, — das Urtheil hat Keiner, in dem noch ein Rest von Unbefangenheit vorhanden war, anzutasten gewagt, daß er ohne Rücksicht auf den Schaden oder den Nutzen für die eigene Person als ein Ehrenmann gehandelt hat, als ein Mann von Ueberzeugungstreue und Charakter, als ein Mann, der aufs Tiefste durchdrungen war von dem stolzen Bewußtsein Hiobs: „Mein Recht ist mein fürstlicher Hut“.

War aber Büngner sein Leben lang als Rechtsvertreter und Consulent, als Rechtsprecher und Richter, als Rechtsgestalter und Stadthaupt ein Mann gewesen, dem alles Recht auf Erden im letzten Grunde in dem lebendigen Gott im Himmel und in dem lebendigen Gewissen der Menschen als Rechtsausleger wurzelte, so konnten ihm Gott der Herr und seine Kirche auf Erden unmöglich gleichgiltige Dinge sein. Ohnehin war unsere alte Dinastadt, so lange ein Wohlthäter Rath seine Jahrhunderte währende Wirksamkeit üben durfte, seit Luthers Auftreten in Wittenberg und Knöpfens Reformation in Riga, eine evangelisch-lutherische Stadt gewesen und geblieben. So brachte es denn schon Büngners Stellung als Bürgermeister mit sich, daß er zeitweilig als Präses der Verwaltung dieser Petri-Kirche, zuletzt als Präsident des städtischen Consistoriums sich der kirchlichen Angelegenheiten annehmen mußte. Und er hat es gethan, nicht bloß weil er mußte, sondern von ganzem Herzen. Er hat es gethan als ein Mann, der nichts halb that, mit ganzer Hingebung und voller Kraft, so daß nicht bloß die Commune, sondern auch die Kirche Rigas und ihre Geistlichkeit sich ihm über Grab und Tod hinaus zu Dank verpflichtet wissen.

Nach allem, was ich sagen durfte und mußte, ist Büngner ein von Arbeit überhäufte Mann gewesen. Das aber hat seine Kraft nicht erschöpft, sein Interesse nicht derart befriedigt, daß er für Angelegenheiten des allgemeinen socialen Lebens unseres städtischen Gemeinwesens so zu sagen nichts mehr übrig behalten hätte. Im Gegentheil! Die Armen der Stadt, die socialen Nothstände der von der Hand in den Mund lebenden Bevölkerung, das Unglück der Blinden oder Lahmen, die unzähligen Veranstellungen in unserer Mitte, dem vielgestaltigen Elende entgegenzuarbeiten — das Alles ist Gegenstand seines theilnehmenden Interesses gewesen und geblieben. Mit den Worten des Hiob dürfen wir auch ihn als „der Blinden Auge und der Armen Vater“ bezeichnen. In Gemeinschaft mit seiner Gattin ist es insbesondere Büngner gewesen, der die bis vor Kurzem blühende Petri-Kirchenschule für arme Gemeindefinder ins Leben gerufen hat und selbst als er seine übrige Thätigkeit bereits eingestellt hatte, waltete er noch seines Amtes als Präsident unseres Blindenvereins.

So ist also, geehrte Trauerverammlung, das Leben unseres vollendeten Freundes in der That und Wahrheit ein reiches, ein gesegnetes Leben

gewesen. Die Köstlichkeit dieses Lebens in seiner Mühe und Arbeit ist durch lange Jahrzehnte unserer Vaterstadt Riga zu gute gekommen. Es ist darum in keiner Weise ein übertreibendes Wort, wenn ich sage: in die Geschichte Rigas ist der Name Büngners mit unauslöschlichen Zügen eingegraben. — Nun hat ja freilich ein geistvoller Historiker neuester Zeit nicht mit Unrecht die Bemerkung gemacht: der Geschichte angehören, das heiße bei dem lebenden Geschlechte vergessen und ihm unbekannt sein. Es ist das ja in der That so, wie Jeder zu beobachten vermag, der, selbst ein älterer Mann, mit dem gegenwärtig in der Vollkraft des Lebens stehenden Geschlecht es unternimmt, von Männern zu reden, die vor zwanzig oder gar dreißig Jahren aus dieser Welt schieden. Indessen ist das doch nur die eine Seite der Sache. Der Geschichte angehören, das heißt doch mindestens auch: den folgenden Generationen stets aufs Neue ins Gedächtniß gerufen werden und darum bei ihnen unvergessen bleiben. Das wird bei unserem Büngner so gewiß der Fall sein, so gewiß Alles, was ich von ihm sagte, nur eine höchst unzureichende und flüchtige Skizze seiner Lebensleistung bildet, unter welche ich aber dessenungeachtet die Unterschrift setzen darf:

Nur wer den Besten seiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten.

II.

Gehrte Trauerversammlung! Haben wir zunächst nicht umhin gekount, uns die Lebensleistung unseres Vollendeten dankbar zu vergegenwärtigen, so würde es doch schlecht der Würde des Hauses Gottes und dem Gefühle der Gegenwart unseres Heilandes entsprechen, wenn wir nun meinen wollten, der Werth dieser Lebensleistung verbürge dem von uns Geschiedenen die Erreichung seines ewigen Lebenszieles, garantire ihm den Eingang in die Ruhe der Seligen nach aller Mühsal und Arbeit seiner irdischen Pilgerfahrt. „Wenn ihr Alles gethan habt,“ spricht Jesus der Christ, unser Herr, „was euch befohlen ist, so spricht: wir sind unnütze Knechte, wir haben gethan, was wir zu thun schuldig waren“ (Luc. 17, 10). Und wer hat denn jemals Alles gethan, was ihm befohlen war? Wer hat denn nicht trotz allen Fleißes und und aller ernstest Bemühung sich tausendfacher Verschämniß anzuklagen? Wahrlich ein eitler Thor, der davon nichts fühlt, der nicht weiß, daß wir allzumal, daß auch die Besten unter uns, die von Menschenzungen mit allem Recht dankbar zu Preisenden, einzig und allein von Gnade leben und in Kraft der Vergebung der Sünden. Solchen Thoren hätte sich Büngner wahrlich nicht zugesellt sehen mögen. Wohl wußte er um seinen Manneswerth, wohl trug er ein Selbstbewußtsein in sich, das Aeußerungen der Demuth, wie sie die liebe Mittelmäßigkeit liebt, ausschloß.

Aber die Grenzen seiner Begabung waren ihm nicht verborgen, die Schwächen seines Naturells beurtheilte er nachsichtslos — mit einem Wort: ohne ein Bekenntniß darüber auf den Lippen zu tragen, war er ein demüthiger Mann, eine durchaus schlichte Persönlichkeit. So berechtigt er sein mochte, mit Hiob zu sprechen: „Gerechtigkeit war mein Kleid, das ich anzog, wie einen Rock“ — so hat er doch niemals vergessen, daß diese selbe Gerechtigkeit nach dem Urtheil des heiligen Gottes, der Herzen und Nieren prüft, nur ein unflätig Gewand ist, das uns nimmer befähigt, als berechtigte Gäste an dem himmlischen Hochzeitsmahle seines Sohnes theilzunehmen (Matth. 22, 11).

Christi Blut und Gerechtigkeit,

Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid;

Damit will ich vor Gott besteh'n

Und zu der Himmelsfreud' eingeh'n.

Dieses alte Verslein war darum auch sein Bekenntniß, wie er denn als lutherischer Christ festgewurzelt war in der Wahrheit, daß wir vor Gott gerechtfertigt werden ohne des Gesetzes Werk, allein aus Gnaden durch den Glauben. Wir gedachten schon vorhin der kirchlichen Stellung unseres Vordeten. Was ihm seine Kirche so lieb machte, war nicht sowohl das, was er für sie thun durfte, obwohl ja auch in dieser Beziehung die Erfahrung sich bewährt: wofür wir arbeiten, das gewinnen wir lieb. Was ihm die Kirche lieb machte, war vielmehr das, was sie ihm bot und er dankbar von ihr empfing. Er schätzte sie als die Bewahrerin des lautereren Gotteswortes vom Heile im Evangelio, als die Hüterin protestantischer Freiheit und weihrauchfreier Sittlichkeit, als die Spenderin des rechten „hochzeitlichen Kleides“ und „Rocks der Gerechtigkeit“ in der Vergebung der Sünden. Darum fühlte er sich denn auch zu ihren gottesdienstlichen Versammlungen immer wieder hingezogen; nur ausnahmsweise fehlte er in denselben. Und wenn er so hier gegenüber, in die Ecke des Rathsgestühls gedrückt, dasaß, da hat seine gespannt-theilnehmende Aufmerksamkeit mitgearbeitet an der Verkündigung, auf die er hörte, manchen Gedanken überhaupt erst wachgerufen, manche Ausführung beeinflusst. Ja, mehr und mehr ward Gottes Wort die Leuchte seines Fußes und seines Weges Licht; je älter er ward, desto mehr erkannte er die Kraft und den Trost dieses Wortes in Unglückstagen, desto gewisser wurde ihm, daß einzig und allein das Wort der Gnade, im Glauben erfaßt, die gewisse Erreichung des ewigen Lebenszieles und den Eingang in die ewige Ruhe verbürge, auf die er hoffte, nach der er sich sehnte.

Wenn nun aber jetzt, geehrte Trauerversammlung, diese Sehnsucht erfüllt ist, wenn unser theurer Vollendeter eingegangen ist in die ewige Ruhe daheim bei dem Herrn, — wie sollten wir trauern, wo doch danken uns ziemt? Tragen wir auch einen der besten Söhne Rigas heute zu Grabe,

wie Livland vor Kurzem einem seiner hervorragendsten Söhne gethan hat¹, so thun wir es freilich als die Traurigen, aber doch zugleich als die Ge-
trösteten. Euch aber, den Kindern und Kindeskindern, Verwandtschaft, ja,
dem gesammten dankbaren Riga darf es köstlich sein, daß wir im Hinblick
auf den Entschlafenen bekennen dürfen:

Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben. Ja, der
Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen
ihnen nach.

Amen!



¹ Vor Kurzem war Landrath Arthur von Richter aus der St. Jakobi-Kirche
zur letzten Ruhestätte geleitet worden.



Aus dem Nachlasse Victor Gehus.

Briefe vom Vater Victor Gehus, Johann Gehu, an seine Mutter.

Berlin, 5. October 1801.

— — — — —
Bald eine Woche bin ich in Berlin, im schönsten und lieblichsten Orte der Welt. Berlin ist der Mittelpunkt alles Schönen und Großen, das der Deutsche zu leisten bisher vermogte, und auch die Künstler-Hände fremder Meister haben diese Stadt verschönert, und so verdient sie der Wohnort eines mächtigen und gebildeten Fürsten zu seyn, der hier mitten unter den aufgeklärtesten und denkendsten Männern der deutschen Nation, und unter deren gebildesten Theil wohnt! Berlin befriedigt durch äußere Schönheit das Auge; aber nicht bloß das physische, sondern auch das moralische; man findet hier überall die Spuren höherer Cultur, größerer Ausbildung des Geistes, des Nachdenkens, des Geschmacks, der Humanität und einer beglückenden weisen Regierung; jeder edlere Sinn findet seine Befriedigung, jeder Stand, jeder einzelne Mann seinen Zirkel; der Gelehrte ist hier umgeben von einer großen Zahl denkender Männer, und befindet sich im Mittelpunkte der Litteratur, der Künstler sieht sich hier von den schönsten Meisterstücken der Kunst umringt, und findet Künstler, die seinen Geschmack zu bilden im Stande sind; und der Epikuräer, der bloß genießen will, sucht auf der Welt vergebens einen Ort, wo ihn alles so zum Genuß, zum veredelten, sublimirten Genuß einladet! Doch ich unterbreche mich selbst, und will lieber statt dieses Lobes im Allgemeinen zu dem kleinen Zirkel zurückkehren, den ich hier beschrieben habe und Ihnen lieber sagen, wie es mir in diesem Berlin ergangen ist.

Ich glaube, daß Berlin dem Aeußern nach von wenigen Städten an Schönheit übertroffen werden wird. Man mag wohl in Petersburg, Paris und London einzelne Gebäude, oder Straßen finden, die prächtiger und geschmackvoller sind, als Berlin; aber es ist vielleicht kein zweyter Ort, der, so wie dieser, überall und an jeder Stelle der ganzen Stadt so viel regelmäßige Schönheit aufzuweisen hat: Berlin hat nur große und schöne Häuser; und es stehen nicht, wie in Petersburg und Paris, neben den schönsten Palästen kleine, elende Hütten. Ueberdem sind hier einzelne Gebäude, die nicht so leicht an Geschmack und Größe übertroffen werden können. Das alte königliche Palais, die neue Münze, die königliche Bibliothek, das Zeughaus, das Opernhaus sind herrliche Gebäude, die Linden, die Wilhelms-, die Leipziger-Straße sind prächtig, und geben dem Tadler nicht die geringste Veranlassung zur Unzufriedenheit. — Es wird hier jetzt ein neues Theaterhaus gebaut, das den 1sten Januar eingeweiht werden soll. Es ist dasselbe in der Gesellschaft die *nouvelle du jour* und wird außerordentlich gelobt, und scharf getadelt. Ich habe es gesehen, bin aber nicht Kenner genug, um zu unterscheiden, welche Parthey das Recht auf seiner Seite habe; mir hat es ganz gut, aber nicht besonders gefallen; es scheint aber der Vorwurf, daß es für's hiesige Publikum zu klein sey, gegründet, sobald man an die Größe der Stadt denkt, und ungegründet, sobald man das hiesige Publicum kennt. Die Linden-Allee, die sich nicht weit vom Schlosse anfängt, und am schönen Brandenburger Thore endigt, ist vortreflich, und Berlins Einwohnern, da die ganze Gegend herum elend und gemeine Natur ist, zu ihrer Gesundheit und Zerstreuung unentbehrlich. Das Pflaster ist zum Theil hier schlecht, daher der König jetzt 6000 Thaler zu Verbesserung desselben ausgesetzt hat. Aber noch schlechter ist die Beleuchtung am Abend, die Lampen sind schlecht, und doch ihrer nur wenige. Doch auch diesem will der König abhelfen. Mit dem folgenden Jahre soll ihre Anzahl vermehrt werden. So groß Berlin auch ist, so findet man sich doch sehr leicht zurecht. Jede Straße hat ihren Namen, der an der Ecke derselben angeschlagen ist, und jedes Haus seine Nummer. Sucht man Jemanden, so findet man ihn entweder im Adresskalender, wo fast Jedermann von einiger Bedeutung steht, oder erfährt seinen Wohnort von einem Bekannten, und weiß man auf diese Art nur die Straße und Nummer seines Hauses, so kann man sich gar nicht mehr irren. Auch das Verirren ist hier nicht gut möglich, da die Straßen alle grad sind, und sich in lauter graden Linien durchschneiden.

Einen großen Vorzug, den Berlin besitzt, ist das Theater, das jetzt wohl von keinem in ganz Deutschland übertroffen wird. Der bloße Name *Isfflands* ist schon der Beweis dafür. Dieser große Künstler ist mehr werth, als alle Schauspieler deutscher Nation zusammengenommen! Ich mag

ihn nicht loben; er ist ein zu großer Schauspieler, als daß man ihn im Allgemeinen loben könne, und ich bin nicht Kenner genug, um alle einzelnen Schönheiten seines vortrefflichen Spiels zu detailliren. Man vergißt auch ihn und sich selbst, wenn man ihn auf dem Theater sieht. Die Wahrheit seines ganzen Spiels, die künstliche Natürlichkeit seiner Declamation und Action, die völlige Abwesenheit jeder Manier, die edle Ungezwungenheit und Gewandtheit jeder noch so geringfügigen Bewegung, die weise Ökonomie mit seiner Stimme, der Mangel am Übertriebenen u. s. w. sind Vorzüge, die er in einem Grade besitzt, den niemand übertreffen kann. Man vergißt, wenn er spielt, daß man einen Schauspieler sieht, man glaubt in der wirklichen Welt zu seyn, man möchte sich mit in die Handlung, mit in das Gespräch mischen, weil man bei einem Bekannten zu seyn glaubt. Alles an ihm ist Natur, und dies ist bey ihm die Wirkung der feinsten und gedachtesten Kunst! Wer ihn nicht hat spielen gesehen, der sage nicht, daß er schon wisse, was diese Kunst leisten kann; wer Achtung für's Theater gewinnen, wer sich von dem moralischen Nutzen desselben, und von seinem Einfluß auf menschliche Gemüther überzeugen will, der sehe Zffland spielen. Wenn er gute Grundsätze predigt, oder Fehler tadelt, so ist es unmöglich, das Schauspiel-Haus anders als mit dem Vorsatze zu verlassen, die guten Grundsätze anzunehmen und die Fehler abzulegen. Ich habe ihn jetzt zwey Mal spielen sehen, das erste Mal im Gottesfrieden, wo er Hofrath Stahl über alle Beschreibung schön und hinreißend spielte, und im leichten Sinn, wo er den Secretaire Siward, auch schön, auch herrlich machte, aber meinem Geschmack nach nicht so schön, als wie den Hofrath Stahl. Ich kann mich sehr glücklich schätzen, ihn schon zwey Mal gesehen zu haben, da sich hier Fremde oft 2—3 Wochen aufhalten, ohne das Vergnügen zu genießen, Zffland zu sehen. Denn er spielt sehr regellos; oft in einer Woche drey, vier Mal, und dann oft wieder in einem ganzen Monat nicht ein einziges Mal. — Was mein Vergnügen am hiesigen Theater erhöht, ist Wdsl. Jagemann, die sich hier jetzt aufhält, und in 8 Tagen nach Weimar zurückkehren wird. Ich habe sie zwey Mal gesehen, im Gottesfrieden als Friederich Hainfeld, und im leichten Sinn als die Frau des Secretaire Siward. Sie spielt recht brav, noch schöner soll sie singen; heute Abend werde ich sie hören, da sie in der Cilla spielen wird. — Die übrigen Schauspieler und Actricen dieses Theaters sind zum Theil sehr gut, und gefallen und verdienen es; aber sie würden noch mehr gefallen, wenn sie nicht neben Zffland ständen. Ich wenigstens übersehe sie immer, wenn er auf dem Theater ist. Denn, wenn auch ein anderer Acteur grade spricht oder handelt, so muß man doch auf Zffland sehen, um den Ausdruck seines Gesichtes und seines Körpers während der Rede zu bewundern. Auch die Operetten werden hier recht schön gegeben.

Mad. Schick ist in ganz Deutschland als Sängerin vom ersten Range accreditirt. Ich wage es aber dennoch zu sagen, daß sie mir nicht ganz gefällt. Sie hat meinem Gefühle nach zu viel Manier, sowohl in der musikalischen Declamation, als auch in der Handlung. Aber dagegen ist Ambrosy, der Tenorist, ein herrlicher Sänger. Schöner Vortrag, vortreffliche Stimme; Biegbarkeit und Gewandheit bei Fülle und Stärke! O! wie verfällt Arnold in Riga gegen diesen Sänger. Ich habe zwei Singstucke hier gehört. Oedip zu Kolonos, ein lyrisches Drama in 3 Aufzügen, componirt von Sacchini, mit Ballet. Die Musik ist herrlich, besonders ist der eine Solotanzer ein ganzer Kerl. Das größte Stück war Don Juan. In beiden sang Mdrl. Jagemann nicht. Heute singt sie in der Cilla. Das Ganze des hiesigen Theaters ist sehr gut, wenn auch zuweilen schlechte Acteurs auftreten, und einzelne Rollen verhunzt werden. Es darf sich gewiß kein Kenner schämen, das hiesige Theater zu besuchen! So sehr mich nun daselbe befriedigt, so unzufrieden bin ich mit dem hiesigen Publico, das gewiß nicht verdient, ein solches Theater zu besitzen. Man besucht daselbe nicht sehr häufig. Dies möchte noch so hingehen, weil es sehr theuer ist (der geringste Platz hier kostet $\frac{1}{2}$ Tl.). Aber die Ungefittetheit, die Unaufmerksamkeit, der Lärm, der im Theater während der ganzen Vorstellung herrscht, geht ins Weite. Man vergißt, daß man im gebildeten und verfeinerten Berlin ist und sollte denken, man wäre in Halle in der Gesellschaft ungefitteter Studenten. Man pocht mit Füßen und Stöckchen, man schwazt, man pfeift, man zischt, so arg, als wie es nur in einer Bierschenke geschehen kann. Ich kann nicht begreifen, wie ein Mann, wie Zffland, so etwas duldet. Ich hätte ihnen lang hier meine Dimission gegeben. Vor einiger Zeit hat man ein Stück, in welchem er mitspielte, ausgepiffen, und da soll er im Begriff gewesen seyn, fortzugehen. Am ärgsten ist der Lärm am Sonntage, wo die Mylords vom Mühlendamm das Theater füllen. Es ist hier eine Straße, die der Mühlendamm heißt, und in welcher große Reihen Kaufmannsladen stehen. Die Handlungsburschen und Gefellen heißen sie davon Spottwei Mylords vom Mühlendamm. Es kann sich aber auch kein englischer Mylord, der so viel Pfund Sterling hat, als der Mühlendamm Steine, so viel Freiheit herausnehmen, als diese Jungens. Da trägt so ein Wicht die 12 Groschen, die er sich die Woche über von seinem Frühstücke erspart hat, in die Comeedie, zieht seinen einzigen abgeschabten Staats-Rock an, und denkt nun, er sey auf der Börse, und vergißt, daß er in die Gesellschaft gebildeter Menschen kommt, da kaufen und verkaufen die Kerle dann, grade wie in ihrem Laden und mit einem Lärmen, als wenn sie das heilige römische Reich verhandelten! Wahrhaftig ich ginge keinen Sonntag mehr ins Theater, wenn ich auch noch so lang hier wäre.

Berlin, d. 6ten Octbr.

Ich bin gestern Abends im Schauspielhause gewesen und zu meiner großen Genugthuung, denn man hat sehr, sehr brav gespielt. Ich war ein Esel, wenn ich gestern sagte, daß Mad. Schick mir nicht ganz gefiele. So geht es mit allen voreiligen Urtheilen. Wie wäre es möglich, daß man sie gestern singen hören konnte, ohne von ihrem göttlichen Talente überzeugt und zu der süßesten Bewunderung hingerissen zu werden. Was für eine Stimme! Unnachahmlich schön sang sie die eine Bravour-Arie „Warum ward mir nicht vergönnet“. Ihre Stimme ist von großem Umfange, Fülle und Stärke, und dennoch weiß sie sie bis zum feinsten, hinschmelzendsten Tone zu moduliren. Ihr Gesang ist freylich nicht ohne Manier, aber ich hatte Unrecht, die Kunst zu vermissen, die in dieser Manier liegt; und überdem weicht ja der theatralische Gesang mit Recht von dem natürlichen Gesange, der aus Frohsinn erzeugt ist, weit ab. Die theatralische Sängerin bedarf ja so gut wie die Actrice des Schauspiels, Kunst, die zwar von der Natur copirt, aber höchst-veredelte Natur ist. Mad. Schick machte die Königin, Mad. Kunze die Billa. Auch sie sang sehr brav, wenn sie auch Mad. Schick nicht erreichen konnte. Es fehlt ihr an der Kraft, an dem Nachdruck in der Stimme, den die Schick besitzt, und durch den sie alles mit ihrer Kehle machen kann. Wdslle. Jagemann sang in der Bertha allerliebste. Sie ist ein hübsches Mädchen von reizendem Buchse, und kleidet sich mit unnachahmlichem Geschmack, vorzüglich gestern. Sie gefällt schon, ehe sie den Mund aufthut. Und nun noch ihre süße Stimme, ihr niedlicher Vortrag, ihr artiges Spiel. Sie steht als musikalische Künstlerin hinter Mad. Schick; aber sie spricht mehr zu dem Herzen; die naive Unschuld, die in ihrem Gesange liegt, reißt hin, und gerade diese Abwesenheit studirter Kunst, diese größere Natürlichkeit, mit der bey ihr der Gesang aus dem Herzen hervorzufließen scheint, gefällt mir unendlich. Sie ist die Zierde des Theaters im Schauspiel und in der Oper. Man sagt, sie sey die Maitresse des Herzogs von Weimar. Seine Durchlaucht haben keinen übeln Geschmack. Ich glaube es aber nicht, denn Wdslle. Jagemann hat zu sehr jenes air der Unschuld und Unbefangtheit, das keine Coquette nachahmen kann. Herr Kunze machte den Infanten, und bewährte seinen allgemeinen Ruhm eines großen Sängers! Es fehlt ihm dazu nichts, als mehr force in der Stimme! Rührende, sanfte, zärtliche Arien, die keine Allgewalt in der Stimme fordern, singt er unaussprechlich schön; er rührt bis zu Thränen mit der weichen Zartheit seines Tones. Er hat einen vortrefflichen Vortrag; seine Declamation im Gesange ist sehr richtig, und sehr nach seiner Stimme berechnet. Er übertrifft im Gesange alle seine Kollegen ohne Zweifel. Bischoff machte den Lubino, ganz, aber nicht ausgezeichnet gut; Rau

sang die Edita verhältnißmäßig besser. So waren denn die vorzüglichsten Rollen außerordentlich wohl besetzt und wurden meisterhaft durchgeführt; keine wurde schlecht gemacht. Nimm nun dazu die herrliche Musik! Ja, gewiß, sie ist sehr schön. Bey aller scheinbaren Simplicität und Popularität, was für ein Ausdruck, was für eine liebliche Melodie im Ganzen! Diese Musik spricht zum Herzen; man kann sich ihrem Eindrücke nicht erwehren! Noch einmal, niemals habe ich bey einer Oper das Schauspielhaus mit so vieler Gemüthung, mit so vielem lebendigen Enthusiasmus, mit so vielem stark-aufgeregtem Gefühle verlassen, wie gestern. Wahrhaftig, schon allein das Berlinische Theater verdient es, daß ein Livländer eine Reise von 200 Meilen hieher macht. Wesen Sinn für die Kunst nicht hier geweckt wird, der pflüge und ackere; die Natur hat ihn zu nichts besserem bestimmt.

Nun zu etwas anderm. Das Berlinische Frauenzimmer will mir nicht recht gefallen, wiewohl ich dabey bemerken muß, daß ich es nur wenig, und zwar nur dem Äußern nach kenne. Ich glaube, man treibt in ganz Berlin nicht ein Dutzend — ich will nicht sagen schöner, sondern auch nur hübscher Gesichter auf. Ich habe noch eine beträchtliche Menge an öffentlichen Orten und mehrere in Privathäusern gesehen, aber unter allen habe ich nur ein einziges Gesicht gefunden, das einen angenehmen gefälligen Ausdruck hat; und das gehört der Tochter meines Gastwirths hier im Adler zu. Ich habe das Vergnügen, jedesmal, wenn ich zu Hause speise, ihr an der table d'hôte gegenüber zu sitzen und mich mit ihr zu unterhalten. Es ist ein recht niedliches Geschöpf, das recht artig spricht und erzählt, nur einen Fehler hat sie, der bey mir alle guten Eindrücke wieder auslöscht und den ich ihr niemals verzeihe: Sie ist zu vertraut und cordial mit den Officieren, die hier speisen, und die wahrhaftig keine Aufmerksamkeit verdienen. Meine Basilisken-Blicke und einige hingeworfene Worte haben es zu meinem großen Triumph gestern dahin gebracht, daß ein Officier, der sie küssen wollte, sehr schnöde abgewiesen wurde. — Das hiesige Frauenzimmer kleidet sich sehr einfach, und auch nicht einmal mit vielem Geschmacke; man findet fast — selbst bey dem jungen Frauenzimmer — nur bleiche, abgekehrte Gesichter, deren Ausdruck unangenehme Empfindungen weckt. Die große — wie soll ich es nennen? Nun ich will höflich seyn — die große Unbefangenheit, mit der sie jedem ins Auge sehen, und Dinge anhören, die eigentlich ein gesittetes Frauenzimmer nicht gern hören sollte, gefällt mir nicht. Doch mag die Schuld an mir liegen, ich bin noch nicht im großen Ton eingeweiht. Es mag hier wohl viel Liebenswürdigkeit geben; Schönheit giebt's hier nicht.

Der Luxus ist in Berlin nicht groß. Der König giebt das Beispiel der Simplicität und Häuslichkeit, und die Bewohner seiner Residenz ahmen ihm natürlich nach. Ein Kammermädchen in Miga — die sich einigermaßen

gut steht — ich wollte sagen, die einigermaßen hübsch ist, geht mit mehr Eleganz und größerem Aufwande in der Kleidung ins Theater, als hier Damen von Stand. Mittelmäßig Sitz scheint ihr Staat zu sein. In den Häusern lebt man ebenfalls eingezogen, still und bürgerlich. Das versteht sich natürlich von dem größeren Haufen; ein und der andere macht frehlich Ausnahme; aber diese Ausnahmen sind gewiß nicht häufig. Ferner findet man hier — verhältnißmäßig — wenig und fast nur häßliche Equipage. Von Seiten des Luxus und des Geschmacks übertrifft Livland, selbst in seinen kleinern Städten Berlin auffallend. Die Berliner halten sich übrigens etwas auf ihre Simplicität zu gut.

Der König scheint nicht mehr so allgemein geliebt zu werden, wie ehemals. Man tadelt an ihm seine überaus große Sparsamkeit, die größer noch sein soll, als das Staatsbedürfniß, und die ihn eine Menge Auflagen machen läßt; ferner wirft man ihm vor — und dieser Vorwurf scheint nach dem, was ich selbst von denkenden Männern gehört habe, nicht ungegründet zu seyn — daß er seine Minister regieren lasse, und sich selbst wenig um die Staatsgeschäfte bekümmert. Auch soll er anfangen, auszuschweifen, obgleich mir Prof. Engel gestern sagte: „Der König habe gar nichts weiter lieb, als seine Frau.“ Uebrigens ist er sehr populär. Er geht oft spazieren und hat seinen Sohn an der rechten Hand; und der Lehrer desselben den Knaben an der Linken. Er lebt eingezogen, und bewohnt noch immer sein kronprinzliches Palais, weil es ihm im königlichen zu theuer ist. Auf unsere ehemalige Prinzessin, Helena Paulowna, soll er sehr viel halten. (Auch im Publico hat sie hier allgemein wegen ihrer Humanität und fröhlichen Heiterkeit sehr gefallen.) Prof. Engel erzählte mir gestern folgende Anekdote. Der König hat von der Großfürstin mehrere Male verlangt, sie sollte ihn Fritz nennen, und da sie das immer nicht gethan hatte, so sey er einmal piquirt geworden, und sey auf die Seite gegangen. Die Großfürstin sieht das eine Zeitlang zu, dann nähert sie sich ihm zögernd und erröthend, faßt ihn am Arm und fragt ihn mit dem lieblichsten Ausdruck: „Fritz, maulst Du noch?“ — Gestern ist die Großfürstin in Potsdam auf ihrer Rückreise aus Petersburg eingetroffen. Sie wird nicht nach Berlin kommen, sondern gleich von dort nach einigen Tagen nach Ludwigslust zurückkehren.

Ein gewisser Herr v. Helldt hat hier etwas drucken lassen, worin der König und vorzüglich seine Minister sehr angegriffen sind. Er und sein Verleger Fröhlich wandern dafür auf ein halbes Jahr nach Spandau. Das Publicum sagt allgemein: unter Friedrich II. wäre das nicht geschehen.

Es ist nun Zeit, daß ich Ihnen, meine liebe Mutter, einiges von meinen hiesigen Bekanntschaften sage. Erlauben Sie aber, daß ich das bis Morgen aufschiebe. Ich habe jetzt keine Zeit mehr, und bin im Begriff zu Merkel zu gehn.

Berlin, den 7ten Octbr.

Es geht mir hier in Berlin recht gut; ich habe einige interessante Bekanntschaften gemacht, und es wäre mir ein leichtes noch mehrere zu machen; da ich aber nur einige Tage hier zubringe, und also von diesen Bekanntschaften wenig Nutzen haben würde, so unterlasse ich es, und will ruhig erwarten, ob das Schicksal mir nicht vielleicht die Freude eines längeren Aufenthalts an diesem schönen Orte bereiten wird.

Der erste und genaueste Bekannte, den ich hier gemacht habe, ist Merkel, unser — wie soll ich sagen, berühmter oder berühmter Landsmann, der Verstoßene der Letten des 18ten Jahrhunderts. Ich ging also gleich den folgenden Tag nach meiner Ankunft zu ihm, annoucirte mich als einen Livländer, und sagte ihm, daß der Wunsch, den Mann, der sich mit so vieler Resignation um mein Vaterland verdient zu machen suchte, kennen zu lernen, und ihn meiner innigen Hochachtung zu versichern, mich zu ihm geführt habe. Er reichte mir freundlichst die Hand, mit der Versicherung, daß alles ihm theuer sey, was aus Livland käme, und als ich ihm meinen Namen nannte, fragte er mich: ob ich der Sohn des würdigen Past. Hehn zu Odenpäh wäre, und hieß mich herzlich willkommen, als ich diese Frage mit Ja beantwortete. Auf seine Aufforderung ihn fleißig zu besuchen, bin ich nun fast täglich bei ihm einige Stunden gewesen, und wir sind mit jedem Male bekannter geworden. Er gefällt mir recht wohl. Sein Äußeres ist nichts bedeutendes oder vielversprechendes. Es ist eine kleine, magere Figur, die wie die meisten Gelehrten, ihre Kleidung etwas vernachlässigt. Er lebt hier von der Autorschaft. Dies mag wohl ein trockenes Stück Brod seyn. Drum verläßt er in diesen Tagen Berlin, und zieht nach Frankfurt an der Oder, um bey dortiger Akademie Vorlesungen zu halten, und sich einen Posten zu suchen. Mit Prof. Engel scheint er in guter Verbindung zu stehen. Sein neuestes Product ist ein Journal, betitelt: Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Producte aus der schönen Literatur. Der Zweck dieser Zeitschrift ist — wie man schon beym ersten Stücke bemerken kann, und Merkel selbst gegen mich eingestanden hat — vorzüglich gegen die Gebrüder Schlegel gerichtet. Die gelehrte deutsche Welt ist jetzt sowohl im philosophischen als im schönen Fache in zwey Partheyen getheilt — die philosophische theilt sich für und gegen Fichte, die schöne für und wider die beiden Schlegel. Fichte lebt zwar hier in Berlin, aber äußerst eingezogen, und fast jeder hiesige Gelehrte ist wider ihn. So geht's den Schlegel auch. Diese sind ohne allen Zweifel große Köpfe voll Genie und Feuer, aber auch voll Arroganz und Eigendünkel wie Officiere, und machen nun jedem guten Kopf und fast jedem berühmten Dichter, Göthen und Schillern ausgenommen — den Proceß; diese zu vertheidigen, jene

anzugreifen, und vorzüglich die Schlegel und deren Producte niederzudonnern ist Merkel seine Absicht. Ich glaube, er hat hierin nicht gut gethan. Er ist diesem Unternehmen nicht gewachsen, denn er zieht gegen unsere ersten Köpfe zu Felde, die überdem das Publicum auf ihrer Seite haben, auf schon erungenen Lorbeeren ruhen und ihre Gegner mit ihrem bloßen Ansehen tödten können. Merkel hingegen ist ein Schriftsteller, der sich erst Ansehen und — Brod erwerben muß. Ich habe jetzt die ersten drei Stücke gelesen, und sie gefallen mir äußerst wenig. Es herrscht durchaus Partheylichkeit und Mangel an richtigem Geschmacke drin. Er tadelt oft nur um zu tadeln, und lobt, oft nur um zu loben, weil jener zur Schlegelschen Parthey, und dieser zu ihren Gegnern gehört. — Er ließ mich bey meinem letzten Besuche ein gedruckten Correcturbogen ansehen, der auf seinem Pulte lag. Ich fand zu meinem Erstaunen das ganze Merzelsche Protokoll abgedruckt, das die Untersuchung in Kymnells bekannter Sache enthält. Auf meine Frage, wie er es erhalten habe, zeigt er mir eine vidimirte Abschrift vom Protokoll.

Eine zweyte Bekanntschaft die ich gemacht habe, ist ein Mann, der in der gelehrten Welt großes Aufsehn gemacht hat und noch macht, der aber mehr beschimpft und heruntergemacht worden ist, als je ein Gelehrter, der ein Gegner von Göthe und Schillern, und von beyden schrecklich mitgenommen ist, und jetzt noch in ewigem Kampfe mit diesen beyden Männern und noch mehr mit Fichten und den Fichtianern lebt, mit einem Worte, es ist — Fritz Nikolai. Auf Merzels dringendes Anrathen ging ich zu ihm, da er mit allen hiesigen Gelehrten in guter Verbindung steht. Er hat mich artig aufgenommen; übrigens habe ich aber durch diesen Besuch wenig gewonnen, da ich mich zu kurze Zeit hier aufhalte, um seine Bekanntschaft zu kultiviren, und durch ihn mit den übrigen Gelehrten in Relation zu kommen. Er hat mir an Prof. Meusel und an Hofrath Klüvers — meine Lehrer in Erlangen — freywillig Adressen angeboten. Erst wenn man ihn gesehn, versteht man folgende Kenie: Sehen möcht ich Dich, Nickel, wenn Du ein Späschen erhaschest, und von dem Fund entzückt, drauf Dich im Spiegel bestiebst. Er schneidet schreckliche Gesichter, vorzüglich mit den Augen. Ich war nur eine Stunde bey ihm, aber diese reichte für ihn hin, eine Menge Ausfälle auf Fichte und seine Anhänger zu machen. Er versicherte mich, die Epidemie der speculativen Philosophie breite sich in Deutschland, und vorzüglich auf den deutschen Universitäten so sehr aus, daß man von denselben keinen einzigen zu praktischen Geschäften tauglichen, jungen Mann mehr bekäme; jeder seichte Kopf wolle philosophische Entdeckungen machen. Und an dieser Epidemie sey vorzüglich Fichtes Arroganz schuld: gegen diese habe er und einige andere Gelehrte sich aufgelehnt u. s. w. Ich werde ihn morgen wieder besuchen.

Eine bey weitem interessantere Bekanntschaft habe ich an Prof. Engel, einem heitern, liebenswürdigen Mann gemacht. Er ist ein Gelehrter von großem Rufe, er ist aber auch ein froher, interessanter Gesellschafter. Merkel war gleichfalls die Veranlassung, daß ich Engeln besuchte. Er rieth mir dazu, und übernahm es, Engeln von meinem Besuche zu preveniren. Allein er hatte das vergessen oder war von einem Besuche bey Engeln abgehalten worden. Dies schadete mir aber nicht, denn ich wurde so artig und freundlich von ihm aufgenommen, daß mir nichts zu wünschen übrig blieb. Bey meinem Abschiede bat ich ihn, ihn bisweilen besuchen zu dürfen, und er forderte mich auf, es recht oft zu thun, ich würde ihm jedes Mal willkommen seyn. Ich äußerte ihm meine Besorgniß, ihn in seinen Geschäften zu stören, allein er sagte: er habe keine Geschäfte, könne auch wegen Augenkrankheit jetzt keine Bücher lesen, es wäre ihm also mein Besuch grade jetzt doppelt angenehm. Er seufzt sehr über das kalte Klima und sprach mehrere Male mit Feuer von seinem Wunsche, in Italien leben zu können. Er fragte mich: ob ich auch in Erlangen Philosophie studiren würde, denn alsdann würde ich wohl ein Fichtianer werden. Ich äußerte die Meynung, daß in Erlangen meines Wissens kein Fichtianer sey. Er antwortete: er wisse zwar auch keinen; allein es sey nun einmal Sitte, überall Fichtesche Philosophie zu treiben, daß wohl wahrscheinlich Erlangen von dieser Epidemie auch angesteckt seyn würde. Er ist Fichten und seinen Anhängern gewiß nicht hold. Rachend erzählte er mir, daß er sich etwas nie geträumt habe, was doch jetzt geschehen sey, er habe nemlich mit dem Gouverneur v. Tobolsk Gevatter gestanden. Die Sache verhält sich so. Kozebue hält sich hier jetzt auf, und seine Frau ist hier in die Wochen gekommen. Bey dem Sohn, den sie ihn gebar, und der den Namen Paul Demetrius erhalten hat, stand der Gouverneur v. Tobolsk — nicht in Person, sondern nur in effigie zu Gevatter, und Engel ebenfalls. Paul heißt der Knabe nach unserm vorigen Kaiser, und Demetrius nach diesem Gouverneur, der Kozebue viel Güte in Sibirien erwiesen hat, und den Kozebue als einen der humansten Menschen schildert.

Berlin d. 8. October.

Merkell reißt heute aus Berlin weg. Wir haben unsere Adresse ausgetauscht und werden uns einander schreiben. Er giebt mir eine Karte an Bendavid, eines bekannten Gelehrten, der hier wohnt, damit dieser mich Morgen in die Humanitäts-Societät führt, weil Merkel wegen der Abreise es nicht selbst thun kann. Auch giebt er mir eine Adresse an Herdern in Weimar, wo ich gastiren werde. In einer Stunde besucht mich Merkel, um von mir Abschied zu nehmen, und reißt dann in seine Grade weg.

Prof. Engel hat mich durch Merkeln bitten lassen, ihn doch öfterer zu besuchen, und vorzüglich des Abends zu kommen, weil er dann am ungestörtesten sey. Ich werde heute Abend hingehen.

Sie sehn hieraus, meine geliebteste Mutter, daß es mir hier sehr wohl gehe, und daß es mir gelungen ist, mich mit sehr achtungswürdigen und bekannten Männern in Verbindung zu setzen. Dies ist mir, auch für meinen künftigen Aufenthalt in Deutschland ein gutes Omen! Leider kann ich die Verbindungen, die ich hier angeknüpft habe, nicht weiter fortsetzen, da ich schon übermorgen früh abreise.

Gestern habe ich Jffland eine äußerst komische Rolle spielen sehen, und auch hier war der Meister in jeder Bewegung sichtbar. Er ist ein großer Künstler und, wie man allgemein versichert, ein sehr braver Mann. Er lebt außerhalb Berlin im Thiergarten in einem artigen Hause, das der König ihm hat bauen lassen, und führt ein stilles, eingezogenes, häusliches Leben. Seine Frau, die übrigens niemals auf dem Theater erscheint, soll eine zwar häßliche, aber sehr liebenswürdige und geistreiche Frau seyn. Heute wird im Theater eine neue Oper, die Nymphe der Donau, gegeben, die hier schrecklichen Beifall findet. Es sollen prächtige Decorationen und viel zu lachen sein. Voilà das Geheimniß des schrecklichen Beifalls. Die Nymphen bleiben sich doch überall gleich! Ueberall, bey gesittetsten Publico, giebt's im Geschmack einen Böbel, der aus allen Ständen zusammengesetzt ist, und leider $\frac{9}{10}$ ausmacht.

August Wilhelm Schlegel kommt jetzt nach Berlin und wird hier über die Aesthetik Vorlesungen halten. Es soll in Jena nicht mehr recht mit ihm fort wollen; auch wollen die Verleger mit seinen Schriften nichts mehr zu thun haben. Um hier des Beyfalls und der — Einnahme versichert zu seyn, läßt er hier stark werben und die Remuneration sammeln. Einige Weiber von Ansehen haben sich zu seiner Parthey geschlagen und befördern dies Unternehmen auf alle Weise. — Diese Nachrichten habe ich von Merkel. — Jean Paul hat den vorigen Winter hier in Berlin gewohnt, und hier gehyrathet. Jetzt lebt er in Hildburghausen. Im größten Theil seines Titans bekommt Merkel nette Hiebe. Die Ehrenberg und Truxpforte des H. C. ist hier mit allgemeiner Indignation aufgenommen worden, und findet wenigen Beyfall, vorzüglich, weil man das Schicksal des Mannes braucht, um ihn lächerlich zu machen. — Verzeihen Sie, meine liebe Mutter, daß ich Ihnen so etwas schreibe. Allein seyen Sie so gütig, solche Stellen zu überschlagen. Sie sind für meinen Bruder und meine Freunde, denen Sie diesen Brief mittheilen werden.

Vorgestern Abends sind Engelhardt und Löwis angekommen und logiren auch hier. — Helena Paulowna hat schon bis zum 19ten in Potsdam

zu bleiben versprochen und man glaubt, daß der König sie auch dann nicht werde reisen lassen; den Winter wird sie wieder hier seyn, und dem Carnevall beiwohnen.

Ich habe hier eine schöne Kirchenmusik gehört, in welcher der berühmte Bassist Fischer und Mad. Bauer dazu schön gesungen haben. Das allgemein bekannte Te Deum ward auch aufgeführt. Man hat hier viel Gelegenheit, schönen Gesang zu hören. Die Nikolai-Kirche, in welcher diese Neuheit gegeben wurde, war voll Zuhörer und sie enthielt wohl einige hundert Frauenzimmer, aber dem Außern, und dem Geschmack nach im Kleiden übertrifft unser Frauenzimmer das hiesige. Man trägt hier das Haar jetzt sonderbar. Hinten ist es geflochten und so hoch aufgesteckt, daß der Nacken ganz bloß ist, und vorn trägt man die Haare tief in die Stirn hinein, so daß wirklich auf jedem Auge eine Locke ruht, unter der weg die Damen sehn. Die Arme trägt man hoch hinauf entblößt, und sehr lange Schleppe, bey Staatskleidern ist sie wohl bis 2½ Elle lang. Die Schuhe sind hier nicht so spitz und nicht so schön, wie bey uns. Hingegen die Leute auf dem Theater, sowohl Acteurs und Actricen haben sehr vielen und richtigen Geschmack, und kleiden sich mit Eleganz und Pracht. Besonders hat Mdsllc. Jagemann und Mad. Tar. den Vorzug.





Neuere Lyrik in baltischen Ländern.

- I. Gedichte von Christoph Mickwitz. Reval, Verlag von Franz Kluge. Leipzig, Rud. Hartmann. 1892. 343 Seiten.
- II. Mangoblütthen. Eine Sammlung indischer Lieder und Sprüche in deutscher Nachbildung von Leopold von Schroeder. Stuttgart 1892. F. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1892. 198 Seiten.

Schon seit einiger Zeit scheint in immer weiteren Kreisen sich die Ueberzeugung Bahn zu brechen, daß heutzutage Deutschland nicht gerade Grund hat, auf seine Lyrik stolz zu sein, und daß überhaupt seine Dichtung keine Anstalten macht, einen Gipfelpunkt zu erreichen, sondern nur in der glatten Ebene zwischen oft gesehenen Decorationsstücken ein bescheidenes, ja kümmerliches Dasein fristet. Die Halbgebildeten freilich, die nicht wissen, daß es schon gute Gedichte giebt und in welchen Büchern sie stehen, denen die Neuheit im Datum des Druckes auch Neuheit des Stoffes verbürgt, sie mögen noch immer, wenn sie sentimental werden, an der Hochfluth neuer Dichtungen, die jährlich den Büchermarkt überschwemmt, „Stimmungsvolles“, „Reizendes“ und „Köstliches“ finden. Lange priesen sie die Lieder von Rudolf Baumbach wegen ihrer thaurigen Frische, ihrer Volksthümlichkeit und ihres melodischen Flusses: die leichteste Waare kommt ja oft am ersten auf den zeitweiligen Parnas. So unbedeutend nun diese Verse auch sind, darf ihnen ein flotter musikalischer Rhythmus nicht abgesprochen werden, und wenn sich nur die Tonseker finden, so können sie leicht „auf Flügeln des Gesanges“ in die Volksmassen ihren Weg finden, aber „Fliegenschnauz‘ und Mückenarnas, Das sind die Musikanten“. — Was vor hundertundfünfzig Jahren für den deutschen Dichter eine erfreuliche Leistung war: sein liebes kleines Ach und Weh in hübsche, leichtgleitende Reimverse zu bringen und, von der Abend- oder Morgen Sonne bestrahlt, mit einer artigen Scenerie aus der Natur zu umrahmen, das ist jetzt, wo wir so viele berühmte Muster haben, jedem Versdrechsler erreichbar: man weiß, die Lieder sind nachgepiffen; man

weiß, wie leicht es allmählich geworden ist, die Sprache des Herzens zu reden, ohne eins zu haben; daher läßt man sich nicht mehr so bereitwillig rühren, durchblättert behutsam die neue Goldschnittminne und stellt sie, wenn es hoch kommt, mit Nachsicht bei Seite. — Andere hegen allerdings, wie es scheint, die Ansicht: da es weder schwierig noch neu sei, hübsche Gedanken und edle Gefühle in tadellosen Versen zu verkünden, so wäre nun offenbar die Zeit gekommen, wo man in diesen glatten Versen widerliche Gedanken und gemeine Gefühle aussprechen müsse. Allein mit dieser Geschmacksverirrung brauchen wir uns jetzt eben glücklicherweise nicht zu befassen: die beiden Gedichtsammlungen, über welche in diesen Zeilen Bericht erstattet werden soll, sind ein glänzendes Zeugniß dafür, daß unsere Heimath von dem Naturalismus in der Poesie — euphemistisch bisweilen „Verismus“ genannt — noch durchaus verschont geblieben ist. L. von Schroeder zeigt es durch die Wahl der Lieder, die er nachgebildet hat, und Mickwitz hat noch dazu ein geharnischtes Sonett gegen die Naturalisten gerichtet; wir wollen es dem Leser nicht vorenthalten:

Die Kunst soll wahr sein, doch sie sei auch schön!
 Sucht nur getrost die Wahrheit darzustellen,
 Doch laßt die Schönheit ihr sich beigesellen,
 Klebt nicht in Sümpfen nur, strebt nach den Höh'n!
 Malt immerhin der Leidenschaften Föhn,
 Doch zeigt uns auch, wie nach dem Sturm die Wellen
 In reinen Fluthen an das Ufer schwellen
 Mit silberhellem, schmeichelndem Getön.
 Ihr nennt euch prahlend Wahrheitsoffenbarer
 Und merkt nicht, daß der Roth, der euch umspritzt,
 Den Blick euch weder schärfer macht noch klarer.
 Glaubt ihr, daß ihr die wahre Kunst besitzet,
 Wenn ihr docirt, ein Haufen Schmutz sei wahrer,
 Als eine Rose, morgenthaudurchblüht?

Ueberhaupt begrüßen wir unter diesen Poesien mit besonderer Freude die alten schönen Versmaße: Distichen, Terzinen und Sonette; die Reichen, in denen Dvid, Dante und Petrarca gekämpft und gesiegt haben; ihr Klang unterbricht so wohlthwendig die oft gehörten modernen Bänkelsängermetra, und in diesen verhältnißmäßig schwierigen Formen offenbart sich auch vorzüglich die Meisterschaft und Anmuth, mit welcher Mickwitz die Sprache handhabt. Bei einem Sohn unserer Heimath, in der Feder mehrere Sprachen sprechen muß und daher weniger Sorgfalt auf die Ausbildung der Muttersprache verwenden kann, ist es gewiß höher als bei einem anderen anzuschlagen, daß in dem ganzen Buche Härten des Ausdrucks und ungeschickte Wendungen,

glaube ich, gar nicht vorkommen, Härten des Tonfalles äußerst selten bemerkbar werden, dagegen oft eine die gewöhnlichen Productionen weit überragende Eleganz und ein hinreißender Rhythmus die Verse beleben. Aus jedem Abschnitte des Buches lassen sich werthvolle Gedichte nennen; z. B. unter den „Bermischten Gedichten“ die „Walpurgisnacht“; unter den Balladen besonders der „Lannhäuser“ und das schon früher weit bekannte Gedicht „Um Nichts“ (die Duellfrage). Die Abschnitte „Lyrisches Intermezzo“ und „Liebesblüthen“, so viel innige und sinnige Verse sie auch enthalten, mögen hier übergangen werden. Die Herren einheimischen Dichter wissen vielleicht noch nicht, mit wie wenig Zartheit und Zurückhaltung ein großer Theil der Leser die Enthüllung ihrer Herzensgeheimnisse und die kleinen Erlebnisse aus ihrem Liebesfrühling commentirt — weil eben zu Viele die Person des Dichters kennen — sie würden sonst nicht jeden gelungenen Vers dieser Gattung, der ihnen als Erinnerung werthvoll sein mag, in die Druckerei schicken. Ist es aber überhaupt, kann man fragen, eine Aufgabe, welcher der zeitgenössische Lyriker, wenn er diesem Zweige der Dichtung aufzuhelfen gedenkt, sich mit besonderem Eifer zu widmen hat: zarte und innige Gefühle und Stimmung zum Ausdruck zu bringen? Die Lyrik pflegt ja traditionell unter das Rubrum der Gefühlsdichtung gestellt zu werden, und es ist nicht zu leugnen, daß es eine gewisse Art giebt, längst bekannte Empfindungen und Gemüthsstagen auszusprechen, die aller Hörer Herzen zwingt, und von dem, der ihre Laute vernommen, nie wieder vergessen wird. Diese Art ist aber leider nur den Genies eigen, und das Recept dazu halten sie unter sich geheim; daher hülfte es wenig, wenn der Kritiker, um die Lyrik neu zu beleben, die Dichter anfeuernd wollte, sich diesem Genre zu widmen. In der Lyrik — unter welchem Namen der Kürze halber alle kleineren Gedichte begriffen sein mögen, wird man außerdem noch mit Glück cultiviren: die Fabel, verschiedene humoristische Species und die poetische Erzählung; doch das ist ein langes Capitel, zu dem uns Gunst und Gelegenheit vielleicht ein anderes Mal zurückführen. Wer jedoch in unserem Zeitalter von der Lyrik nichts weiter verlangt, als zwischen der Hast der Arbeit und der Hast des sogenannten Vergnügens, zwischen dem Maschinengeklapper des Vormittags und des Nachmittags noch ganz schnell einmal mit poetischen Gefühlen erfüllt und in poetische Stimmungen versetzt zu werden, dem ist wahrlich schwer zu rathen. Kennt er Heine, so wird ihm die oft an diesem oder jenem Dichter gepriesene Gefühlswahrheit problematisch vorkommen; hat er erfahren, mit welchen Mitteln Victor Hugo und manche Andere das Honorar für ihre Dichtungen zu schwindlerischem Betrage heraufzuschrauben verstanden, so verhält er sich skeptisch zu den idealen Gemüthsstimmungen und Gesinnungen der Poeten.

Nur noch seine eigenen Gefühle und Stimmungen unterliegen nicht dem Verdachte der Fälschung; und kann er ihnen nicht aus eigener Kraft den Zauber der Poesie verleihen, so werden ihm auch Moses und die Propheten nicht helfen. — Der Weg aber, welcher den Lyriker auch noch in unseren Tagen immer von Neuem zu anziehenden und werthvollen Leistungen führen wird und den eigentlich alle bedeutenden Dichter zu allen Zeiten gewandelt sind, er läßt sich in wenige Worte, ja in ein Wort fassen: *Gedanken* sind es, nach denen wir dürsten, die, statt der Tändelei mit den Gefühlen, in die Dichtung eingeführt werden sollen. Neue und tiefe Gedanken zu erobern und sie nicht in prosaischer Nacktheit, sondern mit dem Schleier der Dichtung umkleidet uns wiederzuschicken, war von jeher die wesentlichste Leistung des Lyrikers und Dramatikers.

Und in so fern muß auch mit Dankbarkeit anerkannt werden, daß die Gedichte von Mickwitz sich vielfach zielbewußt in dieser Richtung bewegen. Statt, wie die Lieder, Ausdrücke einfacher Empfindungen zu sein, behandeln besonders die Sonette, Terzinen und Distichen meist psychologische, ontologische und andere das Leben bewegende Fragen und berechtigen dadurch, wie durch die poetische Kraft, mit der die abstracten Ideen gestaltet sind, zu schöneren Hoffnungen auf die zukünftigen Leistungen des estländischen Dichters, als alle seine Liebesblüthen. Statt vieler Beispiele sei eins hier angeführt (S. 311):

Tödliche Kraft wohnt inne dem zündenden Funken des *Witzes*,
 Der wie der sengende Blick Hohes und Niedriges trifft,
 Wenn sich die jähen Contraste vereinen aus feindlichen Polen
 Und überraschend der Strahl plötzlich das Fernste erhellt.
 Aber wie lebenerweckend mit friedlichem Schimmer die Sonne
 Sieghaft heiter verscheucht störendes Nebelgewölk:
 So nur aus mildem Gemüth, wie ein freundliches Lächeln der Seele,
 Strahlt mit verklärendem Licht sonnig der echte *Humor*!

Man muß sich sagen, daß, wer dieses schreiben konnte, wer im Stande ist, relativ so transcendente Gedanken sich so vertraut zu machen, auch, vor wichtigere Aufgaben gestellt, Größeres vermögen, das Senfblei des Gedankens noch tiefer hinabzulassen fähig sein wird. Denn daß hierbei das gewöhnliche Hinderniß eintritt: daß die poetische Form ihm zu große Schwierigkeiten in den Weg legt, braucht man, wie schon hervorgehoben, bei diesem Dichter gar nicht zu fürchten. Vielleicht werden Manche den Einwand erheben, daß zur Vermittelung besonders tiefer Gedanken schon die prosaische Rede da sei und die herrlichsten Schöpfungen des klassischen Alterthums auch nur ganz schlichte, nicht ungewöhnliche Gedanken enthalten. Dies beruht, denke ich, auf einer optischen Täuschung. Ohne daß wir im klassischen Alterthum gelebt haben oder uns in der Imagination ganz dort hineinversetzen könnten,

rückt die Uebersetzung uns jene Werke nahe und stellt sie neben die Producte der Gegenwart: wir lesen Sophokles zwischen Schiller und Shakespeare und finden dann die bei ihm ausgesprochenen Ideen alle so einfach, sehen gerade in dem beständigen Verweilen bei den ewig wiederkehrenden schlichten Grundwahrheiten des Menschenlebens eine besondere Erhabenheit, weil wir allen diesen Gedanken fast von unseren Kinderjahren an schon unzählige Male in poetischem Gewande begegnet sind. Sollen wir uns aber bereden, daß den Griechen auch schon der Gedankengehalt der sophokleischen Tragödien etwas in der Poesie oft Gehörtes und Alltägliches war? Sie werden, vermuthe ich, gerade über die Neuheit seiner Reflectionen gestaunt haben; darüber nämlich, daß die Erwägungen und Ueberlegungen, die, von Manchem geahnt, so manches Mal in philosophischen Disputationen entwickelt und begründet worden waren, die also in Prosa schon einige Zeit wie Schatten unter ihnen umgingen, nun endlich, wie zur Bestätigung ihrer ewig gesicherten Gültigkeit, in begeisterten Rhythmen erklangen. In ähnlicher Weise wird Mancher, wenn er aufrichtig sein will, vielleicht den Ruhm nicht begreifen, den Dante mit seinen Sonetten auf Beatrice bei der Mit- und Nachwelt erlangt hat, da in ihnen nur ganz Naheliegendes und Herkömmliches über eine chevalereske Liebe enthalten ist; so z. B. auch in einem der bekanntesten Sonette aus der «Vita nuova»:

Deh, peregrini, che pensosi andate
 Forse di cosa che non v'è presente,
 Venite voi di sì lontana gente,
 Come a la vista voi ne dimostrate? &c. . . .

Zu Deutsch:

Ihr Pilger, die ihr hier mit ernstern Schritten
 Hinwandelt, denkend wohl der fernern Lieben,
 Ihr seid, so steht's euch im Gesicht geschrieben,
 Aus fernem Lande und von fremden Sitten.

So theilnahmslos nicht hättet ihr inmitten
 Der trauervollen Stadt den Gang betrieben,
 Nicht trocken wär' das Auge euch geblieben,
 Wär's euch bekannt, wie sie so schwer gelitten.

Verweiltet ihr, so wollt' ich's euch klagen,
 Ich weiß es, käm' die Kunde euch zu Ohren,
 So scheidet weinend ihr aus uns'ren Gassen.

Ah, Beatricen haben wir verloren!

Und Alles, was ein Mensch von ihr kann sagen,
 Das wird kein Auge jemals trocken lassen.

Leicht vergißt man dabei, daß dem Alterthum eine Auffassung der

Liebe, wie sie jetzt geläufig ist, und daher auch die daraus entspringende erotische Poesie fehlte; daß neben den Troubadours der Provence Dante fast der erste Dichter der christlichen Welt war, der so über die Liebe dachte und sie so besang, wie nach ihm viele tausend Andere und daß er den Zeitgenossen Unerhörtes bot, als er das zu dauernden Gedanken befestigte, was bisher in schwankender Ahnung geschwebt hatte. — Jedenfalls läßt sich kühnlich behaupten, daß keine werthvolle, echt humane Wahrheit zu allgemein, zu abstrus und fernliegend sei, um durch die Poesie uns nahe gebracht zu werden. — Auf den ersten Blick kann es z. B. Bedenken erregen, wenn Jemand unternimmt, ein Stück Literaturgeschichte und speciell die Entwicklung des Theaterwesens in Versen zu dociren. Vor Schillers Genius mußten diese Bedenken weichen: daß das Ziel erreichbar ist, zeigt er durch sein unvergleichliches Gedicht „An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte“; hier verstummen die Zweifel an der Berechtigung der Reflectionspoesie, und wir sehen mit Staunen und Ehrfurcht, bis in welche Regionen die Dichtkunst ihre Eroberungen erstreckt. — In der Gedankenwelt also eröffnet sich für den zeitgenössischen Dichter und zumal für den baltischen, dem es doch an kritischer Schärfe in der Regel nicht fehlt, ein unbegrenztes Gebiet neuer Stoffe; und wenn Mickwitz hier seine Kräfte noch etwas mehr anspannen wollte, wenn er bei der Wahl der Themata sich Ideenkreise zuwenden wollte, die unter dem gebildeten Publicum weniger landläufig sind als die meisten der bisher von ihm behandelten (z. B. S. 334 „Der Irrthum ist dem Menschen mitgegeben“, oder S. 318 „Verborgen ist des Menschen inn'res Werden“, oder S. 336: „In Raum und Zeit sind wir bestimmt zu leben“), so würde er sich alle Freunde der Poesie noch ungleich mehr verpflichten. — Was die in diesem Bande gebotenen Uebersetzungen aus russischen Dichtern, aus Puschkin und Lermontow betrifft, so glauben wir sie nicht besser empfehlen zu können, als durch den Hinweis darauf, daß mehrere von ihnen bereits früher von Andreas Ascharin übersezt worden sind, und daß dennoch die neue Uebersetzung neben der mustergiltigen Leistung Ascharins nicht verfällt, verblaßt; ja vielleicht sogar ihr gleichkommt.

Mit Uebersetzungen haben wir es auch bei dem zweiten der vorliegenden Werke, bei den „Mangoblüthen“ von L. v. Schroeder, zu thun, einem kleinen Bande indischer Lieder, den der Verfasser mit conjugaler Galanterie seiner Gattin gewidmet hat. Aber wie groß ist der Unterschied zwischen Uebersetzungen aus dem Russischen und aus dem Indischen! Wie viel höhere Anforderungen stellt an den deutschen Poeten die Sanskritsprache, die in ihrem syntaktischen Bau, in den Vorstellungen und Geschmacksrichtungen, die in ihr zum Ausdruck kommen, kurz in der ganzen Cultur, die sie repräsentirt, von allem Europäischen und Modernen so himmelweit verschieden

ist! Während man aus dem Russischen wortgetreu übersetzt, ohne unpoetisch zu werden, ja sehr häufig Zeile für Zeile übertragen kann, muß beim Sanskrit das ganze Material gewissermaßen einem Prozesse der Umschmelzung unterworfen werden; der Uebersetzer muß das Original aus allen Fugen bringen, seinen Klang und Rhythmus vergessen, und sich dann an dem inneren Sinn der Verse so von Neuem zu erwärmen verstehen, daß er sie in den Lauten der Muttersprache zu neuem Leben erweckt. Ein Beispiel wird besser als alles Raisonnement das Gesagte erläutern.

Ein Yaksha (eine Art Geist) hatte den Garten des Gottes Kuvera so nachlässig gehütet, daß ein Elefant eingedrungen war und die Beete zertrampelt hatte; hierfür war er nach dem Sünden Jndiens verbannt und von seinem Weibe getrennt worden. Die sehnsuchtsvollen Klagen dieses Yaksha und die Grüße, die er den Regenwolken an seine ferne Gattin aufträgt, erzählt Kalidasa in seinem „Wolkenboten“ (Meghaduta). Aus dieser Dichtung hat L. v. Schroeder eine Strophe auf Seite 17 seines Werkes in folgender Weise wiedergegeben:

Schau ich die Lianen an,
Du wunderholdes Weib,
Gleichen sie so wunderbar
Deinem schlanken Leib.

Sch'n mich die Gazellen an
Mit schüchtern frommem Blick,
Zaubert ihre Amuth mir
Deinen Reiz zurück.

Strahlt mit märchenhaftem Glanz
Voll des Mondes Licht,
Glaub' ich strahlend dann zu schau'n,
Holde, Dein Gesicht.

Geht der Pfau so stolz vorbei,
Glänzt der Federn Pracht,
Hab' ich an Dein Lockenhaar
Allsogleich gedacht.

Wenn im stillen Mondenlicht
Glänzt des Stromes Well',
Schau ich wieder Deinen Blick,
Strahlt er mir so hell.

Aber nirgends schaut' ich noch
All den Reiz vereint,
Der an Deinem holden Leib,
Du Herrliche, erscheint.

Diese selbe Strophe hat schon vor langer Zeit der berühmte Orientalist Max Müller so übersetzt:

Ich sehe wohl in krauser Fluth das munt're Spielen Deiner Brauen,
Im Aug' des Rehes Deinen Blick, Dein Haar im vollen Schweif des Pfauen,
Ich seh' im Monde Dein Gesicht und im Priyangu Deine Glieder,
Doch ach! an einem Ort vereint find' ich Dein Bildniß nirgends wieder.

In einer treuen Prosaübersetzung lautet nun die Anrede, die der Geist der Wolke an die Gattin aufträgt, folgendermaßen:

„An den Kianen erblicke ich den Leib, in dem Auge schüchternen Rehe die Blicke, den Glanz der Wangen an dem Monde, in der Schweiffülle des Pfauen das Haar, in den zarten Flußwellen das Spiel der Brauen: ach, Du Schöne! Nirgends ist Dein Bild an einer Stelle vereinigt!“

«Quousque tandem . . .» würde wohl der Leser sagen, wenn wir uns an diesem Material zur Vergleichung noch nicht genügen ließen und gar den Text des Originals hierher setzten; daher sei nur so viel in nüchternen Zahlen bemerkt: im Indischen besteht die Strophe aus vier Zeilen, zu je 17 Silben; also im Ganzen 68 Silben; die Uebersetzung von L. v. Schroeder zählt dagegen 145 Silben; im Sanskrit kommen nur zwei verba finita vor (utpacyami = ich sehe, asti = ist), während in der deutschen Nachbildung deren 14 zu finden sind. Und bei alledem verdient noch hervorgehoben zu werden, daß in dem ganzen „Wolkenboten“ von 112 solchen Strophen wohl keine Partie ist, die sich den Formen deutscher Dichtung so nähert und verhältnißmäßig so leicht umzudichten ist, wie diese Stelle.

Die gebotenen Daten werden auch ohne weitere Analyse zeigen, welche Arbeit der Uebersetzer hier zu überwinden hat, wie innig und tief vertraut er mit dem Geiste des Originals, wie selbständig in seinem dichterischen Schaffen er sein muß, um aus den vier Sanskritzeilen dies liebliche deutsche Lied zu machen. — Was die Werthschätzung der Uebersetzungen im Allgemeinen anlangt, so kommt es natürlich darauf an, was der Leser von ihnen erwartet, und es ist zuzugeben, daß bisweilen Uebersetzungen, ohne tadellos deutsch zu klingen, einen Genuß gewähren können, der einer selbständigen Dichtung fehlt: wenn man nämlich in ihnen fühlt, wie unsere Sprache über die gewohnten Grenzen ihrer Macht erweitert und mit neuen ihren Umfang überragenden Vorstellungen und Wendungen, ohne daß ihr Zwang angethan würde, bereichert wird.

Solchen Uebersetzungen verdankt die Sprache einen großen Theil ihrer Entwicklung und Verfeinerung. Hier wären die Epen des deutschen Mittelalters zu nennen, von denen ja viele aus dem Französischen übersetzt sind; auch in der Uebersetzung des Homer von Voß giebt es Vieles, was in reinem Deutsch eigentlich nicht ganz so gesagt werden dürfte, und doch begleitet

uns die Empfindung, daß wir gerade so am besten in den Geist jener alten Gefänge eingeführt werden. Dies gilt auch von manchen Stellen in Schlegels Uebersetzung des Shakespeare. Auf lyrische Gedichte wird dagegen schon wegen ihrer Kürze, die einen aparten sprachlichen Charakter nicht verträgt, das Gesagte schwerlich Anwendung finden; und überhaupt wird diese Eigenthümlichkeit einer Uebersetzung, glaube ich, nur so lange Reiz verleihen, als die Sprache noch mehr oder weniger im Werden begriffen ist und noch keine so hohe Stufe der Ausbildung erreicht hat, als heutzutage die unsere: jetzt wird gewiß diejenige Uebersetzung eines Liedes die beste sein, welche, wenn ihr Ursprung unbekannt bliebe, als deutsches Gedicht am Besten wäre. Geht der Leser diesen Maßstab der Beurtheilung zu, so geben wir ihm, ohne enthusiastisch zu werden, die Versicherung, daß mehrere Lieder aus den „Mangoblüthen“ das Beste sind, was wir an Uebersetzungen kleiner indischer Gedichte bisher besitzen. Es sei hier eine Strophe citirt, die freilich schon zweimal früher vom Verfasser abgedruckt worden ist (in seiner indischen Literaturgeschichte und in seinen „Gedichten“), aber auch verdient behalten zu werden:

Mein Mädchen ist ein Jägermann,
 Kommt stolz dahergezogen:
 Die Augenbrauen schlank und kühn,
 Die sind des Jägers Bogen.
 Die Seitenblicke Pfeile sind,
 Sie treffen gar so schnelle,
 Mein Herz, das ist die flüchtige
 Verwundete Gazelle.

Diese Jamben haben nichts Eintöniges; der Dichter hat ihnen ein feuriges Tempo und kräftigen Pulsschlag gegeben, indem unter den betonten Silben immer je zwei auf jeder Zeile den Hauptton tragen, und indem diese besonders stark betonten Silben in den einzelnen Zeilen wechseln, bald mehr am Anfang, bald mehr am Ende stehen oder weiter auseinanderrücken: eine Vereinigung des festen germanischen Versmaßes mit dem Princip, welchem die italienische Poesie ihre Leichtigkeit und Lebendigkeit verdankt. — Als einen Beweis dafür, welche Fortschritte die Kunst, indische Gedichte zu verdeutschen, gemacht hat, setzen wir daneben die Uebersetzung derselben Verse von Albert Höfer aus dem Jahre 1844:

Dies Mädchen wird zur Jägerin,
 Und von der Brauen Bogen
 Sind Seitenblickes Pfeile schon
 Ins Herzwild mir geflogen.

Trotz der Vollendung, mit der diese Lieder von unserem Landsmann umgedichtet worden, ist es unvermeidlich, daß ihnen hier und da zahlreiche

Spuren von orientalischem Filigran und Gepräge anhaften: der deutsche Dichter kann doch auch nicht darauf ausgehen, jede Erinnerung an Indien zu vertilgen. Diesen specifisch morgenländischen Charakter tragen manche Gleichnisse: uns will es vielleicht nicht ganz behagen, daß das Haar des schönen Weibes mit dem Pfauenschweif in Parallele gestellt wird; aber ein *tertium comparationis* ist vorhanden: üppige Fülle, angenehme Farbe und schimmernder Glanz sind dem schönen Frauenhaar wie dem Pfauenschweif eigenthümlich; wenn wir sie dennoch nicht vergleichen, so liegt es daran, daß wir mehr Knechte unserer Sinne sind, als die Inder; wir verlangen von dem poetischen Gleichniß, daß es mehr zum wirklichen Gemälde werde, daß sich Bild und Gegenstand auch für das leibliche Auge irgendwie decken. Wir haften an der äußeren Vorstellung, daß das Frauenhaar, wenn es dieselbe Farbe, Contour und Glanz hätte, wie der Pfauenschweif, nicht mehr gefallen würde; während der Inder, zum Genuß der Schönheit mit höherer Kraft der Abstraction ausgestattet, im Stande ist, sich schon an der Congruenz allgemeinerer Begriffe zu erfreuen. Eine gleiche, ja wohl noch größere Verlegenheit bereitet der europäischen Phantasie der in den „Mango- blüthen“ oft wiederkehrende Vergleich zwischen dem Gange der geliebten Schönen und dem des Flamingo. Wenn uns auch Reisende berichten, daß die Bewegungen des Flamingo (sanskr. *hansa* = anser = Gans) weniger mit dem Watscheln unserer Gänse als mit dem gravitatischen Schritt des Kranichs Aehnlichkeit haben, so fällt uns doch gleich ein, daß wir den Gang einer Dame, die wie ein Kranich einherstolzirt, nicht mehr schön finden würden. Der Orientale faßt das anders auf: der Gang des Flamingo ist leichtschwebend; der Gang der Geliebten ist leichtschwebend; also taugt der Flamingo zum Vergleich. Wir sind wegen der Schwäche unserer Empfänglichkeit gleich bereit, in solchen Fällen die Sinnlichkeit einzumischen und besitzen gar nicht die Fähigkeit, aus der bloßen Uebereinstimmung der Gedanken ästhetische Lust zu schöpfen. — Auch die an der umworbenen Schönen gepriesenen Seitenblicke werden dem Leser vielleicht wunderbar, der Leserin shocking vorkommen, wenn sie auch beiden nicht unverstänlich sind. Das läßt sich nun einmal nicht ändern: die indischen Damen wußten damals noch nicht, daß solches Mandövriren mit den Seitenblicken bei uns als größliche Coquetterie verschrien ist.

So wird, wie schon die angeführten kleinen Proben darthun, auch dieser von L. v. Schroeder eingeschlagene Weg, durch freie Nachbildung fremdländische Poesien uns zugänglich zu machen, ein reiches Feld origineller Stoffe und Formen eröffnen und, wenn ihm noch andere, ebenbürtige Dichter folgen, nicht wenig dazu beitragen, die hinsiechende deutsche Lyrik zu beleben.

Gregor von Glasenapp.





(Nachdruck verboten.)

Der Tod des Sardanapal.

Arbakes' Kriegsvolk steht vor Ninive. —
Zäh aufgeschreckt vom Pfühl und gold'nen Hockern
Vom Wollespinnen und von Weibergluth,
Erbleicht im Königsglanz Sardanapal.
Und vor den Thoren glitzern in der Sonne
Der Meder Waffen, gleich dem Schuppenleib
Der Schlange, die sich windet um ihr Dpfer.
Die Weiber flüster'n. Leis' durch den Palaß
Des Sanherib schwebt Dämm'ring, Angst und Staub,
Die Hallen steh'n verwaist. Die bleiche Sonne
Vergoldet matt die Bilder an der Wand
Und gleitet lächelnd in verlor'nem Staunen
Von Spruch zu Spruch, als wollt' sie im Verglüh'n
Die alte Weisheit der Chaldäer deuten.
In tiefem Schweigen steht Sardanapal
Am Fensterbogen, starrend in die Sonne,
Die sich, erbleichend, über Assur neigt.
Ein weites, blendend-weißes Wollenkleid
Verhüllt den Leib, die lustgewohnten Glieder,
Die längst nicht mehr der Waffen Druck beschwert,
Von glüh'nden Frauenhänden nur betastet,
Und Spangengold erglänzt um Stirn und Arm.
Westwärts gewendet, Sonne in den Augen,
Und traumverloren spricht der König nun:

„Die Sonne Assurs will sich blutend neigen
 Und Waffenlärm verdrängt den süßen Ton
 Der Wonne, die ein König sich erkoren.
 Assyriens Rose, duft- und gluthverschönt,
 Bertreten wird sie von den plumpen Hufen
 Der Mederhorde, und ein Traum erblaßt.
 Wo steckt ihr, Sklaven? Häuft mir Holz zum Stoß,
 Jagt mir die Weiber von den warmen Kissén,
 Schleppt Goldgeräth und Waffen und Juwelen,
 Des Hauses Schatz, gehäuft vor den Palaß!!!
 Denn Abschied will ich von der Erde nehmen,
 Bekränzt mit Rosen; schweben soll ein Rauch
 Von Myrrhen, Ambra, Sandelholz, Elektron,
 Betäubend Herz und Sinn der ewigen Zeit,
 Und duftend, fremd den heil'gen, gold'nen Stieren,
 Ein süßes Opfer des Sardanapal!“ — — —
 Die Sklaven rennen. Schon erhebt sich hoch,
 Bedeckt mit Fellen, Goldgeschmeid' und Blumen,
 Der Holzstoß in die abendrothe Luft.
 Und droben thront, in Pracht und Traum versunken,
 Den Blick zur Sonne, Funken holden Lichts
 Im milden Auge, stolz Sardanapal.
 Und um ihn lagern, lächelnd in das Licht,
 Das scheidend matt die Goldgeräthe küßte
 Und blendend über nackte Schultern glitt,
 Die süßen Weiber, Assurs Rosenflor.
 Die Kniee umklammert des Gewaltigen,
 Von Liebe lohend, hingewandt den Blick
 Des Sonnenaug's zum Herrscher ihres Herzens,
 Die Favoritin, jauchzend in den Tod.
 Daneben ruht die ungeberd'ge Kleine,
 Die Blonde, die nicht willig sterben wollte,
 Nackt, von der Geißel tausend-scharfen Schlägen
 Die Seidenhaut zerfetzt, im Golde — todt.
 Im jungen Busen steckt der harte Stahl. —
 Und Blumenduft und Gold und Ambravolken
 Und süße Töne künden letzte Gluth.
 Die Flammen lodern. Klingend an die Becken
 Und gold'nen Schaalen pocht des Todes Knöchel

Und singend spielt das Feuer mit den Rosen
Und leckt das Gold und küßt des Königs Füße,
Der träumend in die ferne Röthe blickt. — —
Die Sonne sinkt und ihre letzte Gluth
Mischt sich erbleichend in den Königsglanz,
Der dufthunwölkt in ewigen Frühling geht. . . .

Maurice v. Stern.





Literarisches.

Die livländische Geschichtsliteratur im Jahre 1891. Von Oberlehrer Dr. Arthur Böckau. Riga 1893. 8. 96 S.

Im Jahre 1878 erschien die zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage der *Bibliotheca Livoniae historica* von Professor Dr. E. Winkelmann in Heidelberg, ein literarisches Hilfsmittel für die wissenschaftliche Bearbeitung der livländischen Geschichte von so eminenter Wichtigkeit, daß es heute jüngeren Historikern geradezu räthselhaft erscheint, wie man sich früher ohne dasselbe in der fast unübersehbaren Literatur von Quellen und Darstellungen hat zurechtfinden können. Sehr bald stand unter allen Fachleuten die Ueberzeugung fest, daß das große Werk auch in Zukunft fortgeführt werden müsse, zunächst in Form von Nachträgen, die in gewissen nicht zu eng bemessenen Zeiträumen zu erscheinen hätten. Fünfzehn Jahre sind nun verflossen, die Zahl der Veröffentlichungen auf dem Gebiete der livländischen Geschichtsliteratur ist in ganz außerordentlichem Maße gewachsen und das Bedürfniß nach einer Fortsetzung der Winkelmannschen *Bibliotheca* ein unabweisbares geworden. Da kommt denn gerade zur rechten Zeit die erfreuliche Kunde, daß wir in hoffentlich nicht allzu langer Frist diese Fortsetzung erhalten sollen, welche das gesammte auf die livländische Geschichte bezügliche Material, soweit es seit 1878 durch den Druck veröffentlicht oder in Archiven und anderen Sammlungen entdeckt worden ist, zusammenfassen wird. Die Vorarbeiten für dieselbe sind niedergelegt in den jährlich erscheinenden Uebersichten „Die livländische Geschichtsliteratur“, für die Jahre 1880 und 1881 von Constantin Mettig und für 1882 ff. von Dr. Arthur Böckau. Soeben hat der zehnte von Böckau verfaßte Bericht die Presse verlassen. Hervorgegangen aus dem Literaturbericht, welchen der Secretär

der Alterthumsforschenden Gesellschaft zu Riga in der öffentlichen Sitzung am 6. December zu verlesen pflegte, und schließlich ganz an die Stelle desselben getreten, ist die „livländische Geschichtsliteratur“ ihrem Ziele, einer vollständigen Aufzählung aller auf dieses Thema bezüglichen Elaborate, immer näher gerückt, dank dem unermüdlischen Fleiß und der Ausdauer ihres Herausgebers. Die Form, welche Böschau seinen Berichten gegeben hat, entspricht freilich nicht allen in Bezug auf diesen Punkt verlaublichen Wünschen. Die Berichte sind ein Mittelding zwischen einer Nomenclatur und einem auch den Inhalt berücksichtigenden Referate. Es ist nicht zu leugnen, daß bei diesem Verfahren eine starke Ungleichmäßigkeit sich bemerkbar macht; dazwischen wird eine Anführung in Satzform gegeben, dazwischen nur der Titel der betreffenden Arbeit geboten; häufig ist die Inhaltsangabe nichts weiter als eine Umschreibung des Titels. So heißt es auf Seite 11 des vorliegenden Berichtes für 1891:

„Die vier ersten Lieferungen des neunten Bandes vom „Urkundenbuch der Stadt Lübeck“ enthalten manche auf Livland bezügliche Urkunden.

Extract aus Michael Zaupens Livländischer Geschichte von Anno 1598 bis 1605.“

Daß das Urkundenbuch der Stadt Lübeck für die Geschichte Livlands von Wichtigkeit ist, hätte wohl als selbstverständlich vorausgesetzt werden dürfen, und die Mittheilung, daß auch die genannten Lieferungen manche auf Livland bezügliche Urkunden bringen, besagt in ihrer Allgemeinheit so wenig, daß der Verfasser dieselbe hätte sparen können. Das Bemerkenswerthe der Notiz liegt doch jedenfalls nur in der Meldung, daß wieder vier Lieferungen d. L. U.-B. erschienen sind. Auf S. 12 und 13 werden einige neu edirte Urkunden und Briefe namhaft gemacht; bei den meisten wird der Inhalt kurz skizzirt, bei dreien derselben erfahren wir dagegen von dem Inhalte nichts. S. 18 heißt es:

„J. B. Holzmayer hat ein „Verzeichniß der . . . Steingeräthe“ angefertigt, publicirt und dazu Abbildungen hinzugefügt. — „Die Sammlungen des lettischen Museums unterzieht ein Anonymus . . . einer Besprechung. — „Ueber schiff förmige Grabmäler“ giebt J. Döring eine kurze Bemerkung. — Ein kleiner Aufsatz behandelt die „Steinreihengräber“ . . . — A. Hasselblatt erstattet Bericht über „Die vierte archäologische Excursion“ . . . Leo Meyer giebt Nachricht . . . Curt Psüze behandelt“ zc. Wäre es nicht besser, statt des gesuchten Wechsels im Ausdruck hier nur Namen und Titel zu nennen, wie es doch an anderen Stellen gelegentlich geschieht, und höchstens da eine erläuternde Bemerkung zu geben, wo sie zum Verständniß der Mittheilung unumgänglich nothwendig ist? Auch den eigentlichen Inhaltsangaben größerer Werke wäre

vielleicht eine stärkere Beschränkung zu wünschen, insbesondere da, wo der Herausgeber auf eigenes Urtheil verzichtet und zwischen Anführungszeichen Sätze aus dem betreffenden Werke selbst citirt werden. — Indessen diese auf die äußere Form der Berichte zielenden Ausstellungen lassen die Verdienstlichkeit von Pölkhaus großer Arbeit völlig unberührt. Jeder Forscher auf dem Gebiete livländischer Geschichte wird Pölkhaus zu Dank verpflichtet sein, und wenn Absatz und Verbreitung des Büchleins verhältnißmäßig geringe sind, so wird dieser Umstand zum Theil auf mangelhaften buchhändlerischen Vertrieb zurückzuführen sein.

Wenn wir dieses 10. Heft von Pölkhaus „Livländischer Geschichtsliteratur“ hier zur Anzeige bringen, so thun wir es ganz besonders im Hinblick auf die uns von Pölkhaus in der Vorrede in Aussicht gestellte Fortsetzung zum Winkelmann. Es ist durchaus nothwendig, daß diese Mittheilung die weiteste Verbreitung finde. Der Werth einer solchen historischen „Bibliothek“ hängt von zwei Umständen ab, von einer zweckmäßigen Gruppierung des Stoffes und von der Vollständigkeit der Ausführungen. Erstere ist durch das Schema Winkelmanns gegeben, letztere kann nur erreicht werden, wenn alle Freunde baltischer Geschichte den Herausgeber bei seiner mühevollen Arbeit unterstützen. Im Interesse der Sache erlauben wir uns die Schlußworte Pölkhaus in dem genannten Vorworte hierherzusetzen: „Mehr wie je ist aber hierbei die Unterstützung Anderer mit von Nothen. Daß sie ihm nicht fehlen, daß durch Zusendung von Schriften, Kritiken, Bemerkungen, Fehlerverbesserungen und Hinweisen er in seinem Unternehmen gefördert werden möge, das ist des Verfassers sowohl dringendste wie ergebenste Bitte.“ Wir fügen hinzu, daß auch Mittheilungen von neuen archivalischen Funden durchaus erwünscht und nothwendig sind. Bgn.

Leopold von Ranke's Leben und Wirken. Vortrag, gehalten zum Besten des Evangelischen Vereins im Saale der St. Petrichule zu St. Petersburg am 3. (15.) Dec. 1892 von Friedrich v. Keußler. St. Petersburg, 1892. 36 S.

Zu Anfang December des verfloffenen Jahres brachte die „St. Petersburger Zeitung“ ein eingehendes und so günstiges Referat über diesen Vortrag, daß gewiß in Vielen, welche demselben nicht selbst hatten beiwohnen können, der Wunsch rege wurde, ihn durch den Druck veröffentlicht zu sehen. Dieser Wunsch ist nun in Erfüllung gegangen, und die Lectüre der kleinen Schrift zeigt, daß derselbe ein durchaus berechtigter gewesen ist. Wir sehen uns um so mehr veranlaßt, die Leser der „Baltischen Monatschrift“ auf Keußlers Vortrag aufmerksam zu machen, als wir ihn gern in dieser Zeitschrift veröffentlicht gesehen hätten. Ist es doch eine der vornehmsten Aufgaben

der „Baltischen Monatschrift“, ein Sammelpunkt für derartige kleinere literarische Erzeugnisse aus unserer deutschen Gesellschaft zu sein, die sonst entweder gar nicht an die Deffentlichkeit gelangen oder als Einzelschriften nur zu leicht der Vergessenheit anheimfallen. Vor diesem Schicksal fähen wir aber den Vortrag über Ranke gern bewahrt, so daß wir von diesem Gesichtspunkt aus sein Erscheinen in Form einer selbständigen Publication als nicht ganz zweckmäßig bezeichnen müssen. Indessen ist der Ertrag für einen wohlthätigen Zweck, für den Evangelischen Verein, bestimmt, und wie sich die Veröffentlichung des Vortrages als Einzelschrift durch diese Rücksicht rechtfertigt, so wollen wir auch nicht unterlassen, auf diesen Umstand besonders hinzuweisen.

Reußler führt als hauptsächlichste Quelle für seinen Vortrag das aus dem Nachlaß Rankes von Dove zusammengestellte und herausgegebene Buch „Zur eigenen Lebensgeschichte“ an; auch einige Mittheilungen Daltons über die Lebensweise und =gewohnheiten Rankes, die ihrer Zeit in der Petersburger Zeitung veröffentlicht waren, konnten benutzt werden. Aus dem reichen Material ist nicht nur ein geschickter Auszug angefertigt worden, — wir erhalten eine eingehende Charakteristik des großen Gelehrten, die ihn uns menschlich nahe bringt, aber auch seiner bahnbrechenden Thätigkeit und seiner Bedeutung innerhalb der Geschichte der Wissenschaft vollauf gerecht wird. Das Ganze ist hübsch geschrieben, und die Begeisterung für diesen Heros der Arbeit und des Gedankens, welche die Feder des Verfassers geleitet und ihm die richtigen Töne für seine Schilderung gegeben hat, wird nicht verfehlen, auch in dem Leser einen sympathischen Widerhall zu erwecken.

Bgn.



C o r r i g e n d a :

- Heft 2 S. 114 Note 1 lies Laufzeem statt Laufeseene.
 „ 118 Zeile 2 v. o. l. besänftigte statt beschäftigte.
 „ 122 Note 2 Zeile 5 v. u. l. Büsching statt Büching.
 „ 123 Zeile 8 v. o. l. Braunsfels statt Braunsfeld.
 „ 125 Zeile 15 v. u. l. Affection statt Affectation.

Heft 3 S. 160 Zeile 2 v. o. l. Gustav statt Johann Hehn.

Herausgeber: Arnold v. Tiedeböhl.

Für die Redaction verantwortlich:
N. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 27-го Февраля 1893 г.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.

Ar 893
Baltische



Hoflieferant Ihrer Majestäten

des

Kaisers von Russland,
Kaisers von Deutschland,
Kaisers von Oesterreich,
Königs von Dänemark,
Königs von Bayern.



C. M. SCHRÖDER.

Erste russische Pianofortefabrik mit Dampfbetrieb.
Gegründet 1818.

Flügel.

Pianos.

Preis-Courante auf Verlangen
gratis und franco.

St. Petersburg, Newsky 52.